

ALICE SCHWARZER
LEBENSWERK

Kiepenheuer & Witsch

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der *Verlag Kiepenheuer & Witsch* zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen.

Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.

Weitere Informationen finden Sie unter:
www.klimaneutralerverlag.de



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

1. Auflage 2020

© 2020, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln
Alle Rechte vorbehalten.

Covergestaltung: Barbara Thoben, Köln
Umschlagmotiv Vorderseite: © Gabo / Agentur Focus;
Rückseite: © Walter Vogel

Gesetzt aus der Scala und Brandon Grotesque
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-462-05436-1

INHALT

- 11 Statt eines Vorwortes: Ich bin Ich
- 15 Wie halten Sie das aus, Frau Schwarzer?
- 33 Wer hat die Frauenbewegung gegründet?
- 53 Vilar, Feldbusch, Romy
Oder: Was im Fernsehen (nicht) möglich ist
- 65 Sexuelle Identitäten: Neue Freiheiten?
- 85 Frauenarbeit – Männerarbeit
- 95 Begegnungen mit Angela Merkel, 1991–2020
- 117 *EMMA*: so fing es an!
- 134 *Alltag in EMMA*
- 139 *Männer in EMMA*
- 144 *Humor und Feste in EMMA*
- 152 *Die EMMA-Kampagnen*
- 159 Recht ist nicht gleich Gerechtigkeit
- 167 Abtreibung und kein Ende
- 173 Von der *Stern*-Klage bis zu PorNo
- 187 Missbrauch und Kinderfreunde à la Woody Allen
- 203 Frauenhass: Aus Worten werden Taten
- 219 Prostitution und Menschenwürde
- 231 Welchen Islam wollen wir?

- 247 Schulter an Schulter: Politikerinnen und Feministinnen
- 255 Unvereinbar? Soldatinnen und Pazifistinnen
- 261 West-Feministinnen und Ost-Genossinnen
- 269 Judenhass und Frauenhass
- 275 Von Köln bis Algier: der Silvester-Schock
- 291 Menschen brauchen Vorbilder
- 301 Ich bin da. Mein Herz schlägt.

317 Schlüsseltexte

- 319 *Wir haben abgetrieben!* | 1971
- 320 *Abtreibung: Frauen gegen den §218* | 1971
- 325 *Die unsichtbare Frauenarbeit* | 1973
- 330 *Der kleine Unterschied und seine großen Folgen* | 1975
- 339 *Der Stern-Prozess* | 1978
- 343 *Frauen ins Militär* | 1978
- 347 *Iran: Die Betroffenen* | 1979
- 355 *Emanzipiert Pädophilie?* | 1980
- 358 *Prostitution: Das verkaufte Geschlecht* | 1981
- 365 *Essstörungen: Dünne machen!* | 1984
- 370 *Homoeheliche: Auch das noch?* | 1984
- 373 *Die Würde der Frau ist antastbar* | 1987
- 378 *Warum musste Angelika B. sterben?* | 1991
- 386 *Irak – die Mutter aller Schlachten* | 1991
- 391 *Newton: Kunst oder Pornografie?* | 1993
- 396 *Frauenmörder, die SS des Patriarchats* | 1994
- 399 *Lorena Bobbitt | Beyond Bitch* | 1994

- 402 *Tage in Ravensbrück* | 1995
- 411 *Ich habe einen Traum* | 2000
- 414 *Zum Beispiel Daniel Cohn-Bendit* | 2001
- 419 *Von Herren- und Untermenschen* | 2002
- 423 *Die Gotteskrieger und die falsche Toleranz* | 2002
- 430 *Der Aufstand der jungen Muslime* | 2005
- 434 *Schröder: Ein Mann sieht rot* | 2005
- 438 *Bushido: Du bist ein Spießer!* | 2010
- 440 *Prostitution – ein deutscher Skandal* | 2013
- 444 *10 Jahre Kanzlerin* | 2016
- 448 *Der gekränkte Mann* | 2016
- 453 *Die Burka verstößt gegen das Grundgesetz!* | 2016
- 458 *MeToo: Sexuelle Gewalt & Macht* | 2018

- 463 Danksagung
- 465 Anmerkungen
- 470 Bildnachweis
- 471 Personenregister

STATT EINES VORWORTES: ICH BIN ICH

Wo bei anderen Menschen der Beruf steht, ist bei mir häufig zu lesen: »Alice Schwarzer, Feministin«. Als sei meine politische Haltung mein Beruf. Und als hätte der Feminismus nicht viele Facetten – und so manche sogar konträr zu meinen Überzeugungen. Nein, von Beruf bin ich Journalistin, von Überzeugung Humanistin, Pazifistin und Feministin – und als solche stehe ich in *einer* ganz bestimmten Tradition. Ansonsten stehe ich nur für mich, für das, was ich persönlich getan oder veröffentlicht habe. Ich rede nicht im Namen anderer oder von Ideologien, sondern nur in meinem Namen. Ich bin Ich.

Die feministische Theorie und Praxis, die in der Moderne etwa seit 170 Jahren existiert, war nie einheitlich – so wenig wie der Sozialismus –, sondern hatte von Anfang an drei unterschiedliche Hauptströmungen: Erstens die Reformerrinnen, die nicht auf Aufhebung der Geschlechterrolle (Gender) und uneingeschränkt gleichen Rechten und Chancen bestehen, jedoch die Lage der Frauen verbessern wollen. Zweitens die Differenzialistinnen, die von einer »Gleichwertigkeit« der Geschlechter im Unterschied ausgehen, angeboren oder irreversibel konditioniert. Drittens die Radikalen, deren Ziel die Aufhebung der Geschlechterrollen sowie gleiche Rechte und Chancen für beide Geschlechter sind. Zu Letzteren gehöre ich.

Denn ich glaube nicht an eine determinierende »Natur der Frau«, so wenig wie an eine Natur des Mannes bzw. des Menschen überhaupt. Ich gehe davon aus, dass der biologische Faktor nur einer von vielen ist, die den Menschen definieren, und dass die real existierenden Unterschiede, die heute zweifellos zwischen den Geschlechtern bestehen – und nicht nur zwischen ihnen –, »gemacht« sind. Doing gender, wie das heute im Angelsächsischen heißt. Oder: »Wir werden

nicht als Frauen geboren, wir werden es«, wie Simone de Beauvoir es vor über 70 Jahren formuliert hat.

Frauen sind keineswegs »von Natur aus friedlich« und Männer nicht zwingend gewalttätig; Frauen sind nicht von Natur aus mütterlich und Männer nicht nicht fürsorglich; sie sind auch nicht von Natur aus emotional und Männer rational. Es gibt zahlreiche Beispiele individueller Abweichungen, die das Gegenteil belegen. Die vorgeblich »weiblichen« und »männlichen« Eigenschaften sind das Resultat tiefer Prägungen, langer Traditionen und täglich erneuerter Zu(recht)weisungen. Die Folge ist die Verstümmelung von Menschen zu »Frauen« und »Männern«.

Der überwältigenden Mehrheit der Menschen wird bis heute eine Geschlechterrolle zugewiesen: weiblich oder männlich. Die Möglichkeit auf Diversität und ein »queeres« Leben ist einer winzigen Szene vorbehalten und keineswegs gesichert. Mein Ideal jedoch sind nicht drei, vier, viele Geschlechter, sondern ist der ganzheitliche Mensch. Also ein Mensch, der sich – je nach Begabung, Interessen und Möglichkeiten – unabhängig von seiner Biologie sowohl »weibliche« als auch »männliche« Eigenschaften und Leidenschaften zugestehen kann und daran weder gehindert noch dafür bestraft wird. Doch davon sind wir in der westlichen Welt nach mindestens 4000 Jahren Patriarchat und erst einem halben Jahrhundert neue Frauenbewegung noch ein gutes Stück entfernt, vom Rest der Welt ganz zu schweigen. Dennoch ist durchaus einiges in Bewegung geraten: Männer schieben Kinderwagen und Frauen sitzen in Chefsesseln. Doch auch von diesen Rollenbrecherinnen wird weiterhin erwartet, dass sie trotz alledem »ganz Frau« bleiben. Wenn nicht, wird das sanktioniert.

Ich zum Beispiel bin nach traditionellen Kriterien eigentlich eher »weiblich«, also fürsorglich und menschenorientiert, ich koche gerne und trage lieber Kleider. Gleichzeitig jedoch gestehe ich mir einige als »männlich« konnotierte Eigenschaften zu: offene Konfliktfähigkeit, kein dauerdämliches Lächeln und nicht gelegnete Macht, auch wenn die sehr relativ ist. Was in meinem Fall schon genügt, mich als »Mannweib« abzustempeln. Seit der Wiederbelebung des Feminismus in den 70er Jahren werden Abweichungen von der Geschlechter-

rolle bei Frauen schärfer sanktioniert als bei Männern. Darum tragen so viele besonders tüchtige Frauen zum Anzug besonders hohe High Heels. Sie wollen den Männern damit signalisieren: Keine Sorge, ich bin trotz alledem auch nur eine Frau. Was immer das heißen mag – eine Frau sein.

Ich stehe in der Tradition von Frauenrechtlerinnen wie Olympe de Gouges (1748–1793), die für ihre »Deklaration der Rechte der Frau und Bürgerin« von den Revolutionären von 1789 unter die Guillotine geschleift wurde; Hedwig Dohm (1831–1919), die die Scharfsinnigste in der historischen Frauenbewegung war (»Die Menschenrechte haben kein Geschlecht«) und heftig bekämpft wurde; Virginia Woolf (1882–1941), die geniale Schriftstellerin und Feministin, oder Simone de Beauvoir (1908–1986), die große Vordenkerin vom »Anderen Geschlecht«. Und auch von Weggefährtinnen wie in Amerika Kate Millett (»Sexus und Herrschaft«) oder Shulamith Firestone (»Die sexuelle Revolution«), beide leider schon tot. Mit Susan Faludi (»Backlash«), der Interessantesten aus der Töchtergeneration, stehe ich seit Jahrzehnten in freundschaftlichem Austausch. Wir arbeiten als Autorinnen wohl nicht zufällig oft an den gleichen Themen: Gendergap, »neue« Weiblichkeit, irritierte Männlichkeit oder Transsexualität.

Alle diese Frauen woll(t)en, ganz wie ich, nicht nur die Frauen befreien, sondern die Menschen. Wir radikalen Feministinnen sind gegen jegliche Unterdrückung und Ausbeutung, gegen Gewalt und Machtmissbrauch. Innerhalb dieses Spektrums gehöre ich allerdings zu der gemäßigten Fraktion. Das heißt, ich bin immer auch offen für Kompromisse und Reformen, soweit sie den Menschen hier und heute nutzen – und sie kein Hindernis sind auf dem Weg zum Ziel oder gar ein Rückschlag. Aus diesem Grund habe ich früh auch den Schulterchluss mit »gemäßigten« Frauenrechtlerinnen und frauenbewussten Politikerinnen gesucht.

Gerade leben wir in einer Zeit, in der solche Koalitionen für Frauen wieder überlebenswichtig werden. Den letzten Teil dieser Standortbestimmung schreibe ich in den Monaten der Corona-Krise. Es ist eine eigenartige Atmosphäre, zwischen Nachdenklichkeit und Panik. Viele Menschen werden Schrammen davontragen. Und eines ist schon

jetzt klar: Die Frauen werden besonders betroffen sein. Jobs brechen weg und das Homeoffice ist nicht nur Erleichterung, sondern auch Gefahr. Die gute alte Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern feiert Urstände. Erste Studien zeigen, dass auch bei gleichberechtigt berufstätigen Eltern die Kinderversorgung und Hausarbeit wieder vor allem an den Frauen hängen bleibt. Vor einer »Retraditionalisierung der Geschlechterrollen« wird gewarnt.

In den vergangenen Jahren haben mir manche Medien das Etikett »Alt-Feministin« verpasst. Als sei ich als Vertreterin einer politischen Theorie schon überholt, nur weil diese Theorie 50 Jahre alt ist oder 170 Jahre, rechnen wir die historische Frauenbewegung dazu. Schließlich reden wir von einer Theorie und Praxis, die in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts die tiefgreifendste soziale Revolution unserer Epoche ausgelöst und auch mein Leben radikal verändert hat.

Im ersten Teil meiner Lebenserinnerungen, in dem 2011 erschienenen »Lebenslauf«, bin ich der Frage nachgegangen: Woher komme ich? Was hat mich geprägt? Wie bin ich zu der geworden, die ich bin? Es geht darin um die Jahre 1942 bis 1977. In diesem zweiten Teil setze ich nun den Akzent auf die publizistischen und politischen Aktivitäten meines Lebens. Ich beginne Mitte der 1970er Jahre und gehe bis ins Heute. 1975, das war der Turning Point meines Lebens. Seither bin ich eine öffentliche Person.

WIE HALTEN SIE DAS AUS, FRAU SCHWARZER?

»Wie halten Sie das aus, Frau Schwarzer?« Das ist die Frage, die ich auf jeder Veranstaltung irgendwann zu hören bekomme. Auf jeder. So auch heute, am 28. April 2019 im Düsseldorfer Schauspielhaus. Vor mir sitzen rund tausend Menschen, überwiegend Frauen, etwa ein Viertel Männer. Viele von ihnen, auch die Männer, werden nachher noch zum Signiertisch kommen, mich anstrahlen und Handyfotos mit mir machen. Aber jetzt sitzen sie da in dem halbdunklen Raum und halten die Luft an. Was sagt sie jetzt?

Ich habe inzwischen eine gewisse Routine, aber dennoch gibt diese Frage mir jedes Mal einen Stich ins Herz. Ja, wie halte ich es eigentlich aus? Ganz ehrlich, manchmal weiß ich es selber nicht. Denn schließlich geht das so seit 45 Jahren. Seit ich durch mein Streitgespräch mit Esther Vilar am 6. Februar 1975 eine öffentliche Person wurde. Schlimmer: eine öffentliche Feministin. Noch schlimmer: die Feministin Nr. 1. Die, die für alles verantwortlich ist. Dafür, dass eine Amerikanerin namens Lorena Bobbitt 1993 ihrem Mann den Penis abgeschnitten hat (nach jahrelangen Vergewaltigungen). Oder auch, falls Frau Seehofer ihrem Gatten jemals die Weißwürste kalt servieren sollte (was wohl nie der Fall sein wird, gottbehüte).

Wenn ich also so dastehe auf der Bühne und, wie meist nach meinen Vorträgen oder Lesungen, mit den Menschen diskutiere, wird mir immer wieder klar: Es hat sich seit meinen turbulenten Veranstaltungen nach dem Erscheinen vom »Kleinen Unterschied«¹ 1975 nichts Grundlegendes geändert. Die Neugierde oder Erwartungen, die leidenschaftliche Zustimmung oder das zögerlich erwachende Interesse – das war schon vor 45 Jahren so. Weniger geworden sind nur die Aggressionen und Anzüglichkeiten. Kaum einer brüllt heute noch quer durch den

Saal: »Sie sind doch gar keine normale Frau, Frau Schwarzer!« Daran sehe ich, dass seither doch einiges passiert ist.

Aber jedes Mal und immer wieder muss ich die Mauer der Klischees durchbrechen, versuchen, die Menschen zu erreichen, um ihnen zu zeigen, wer ich wirklich bin, wofür ich wirklich stehe. Und immer wieder muss ich – nach jeder der etwa alle fünf Jahre über mich hinwegschwappenden, rituellen Anti-Schwarzer-Kampagnen – die frohe Kunde meines Überlebens überbringen. Das beruhigt die Frauen. Es sind ja fast immer Frauen, die mich fragen. Und sie fragen es nicht nur in Sorge um mich, sondern auch aus Sorge um sich. Denn sie wissen längst: Mit den Angriffen auf »die Schwarzer« sind auch sie gemeint. Ich bin persönlich wie stellvertretend im Visier: Seht her, das machen wir mit so einer! So soll ich zur Unberührbaren gemacht werden. Was nicht ganz klappt, aber doch ein bisschen – wie wir an den Äußerungen so mancher Spitzensportlerin oder Topmanagerin sehen: Ja, ich bin emanzipiert, aber keine Alice Schwarzer ...

Aber Alice Schwarzer ist Alice Schwarzer. Sie kommt da nicht raus. Und sie steht immer noch auf der Bühne und ist eine Antwort schuldig. Zum Beispiel darauf, wie ich es eigentlich aushalte, dass mir seit dem Erscheinen vom »Kleinen Unterschied« die »Weiblichkeit« (was immer das sein mag) sowie das Begehrtwerden (von wem und mit welchen Motiven auch immer) öffentlich abgesprochen werden. Seither bin ich keine »richtige Frau« mehr. Denn für eine »richtige Frau« lautet das oberste Gebot, begehrt und geliebt werden zu wollen – und nicht etwa aufzubegehren und sich unbeliebt zu machen.

Das geht seit meinem TV-Streitgespräch mit Esther Vilar und der Veröffentlichung vom »Kleinen Unterschied« so. Seit ich den bis dahin öffentlich stummen Frauen eine Stimme gegeben habe. Spätestens da hatten viele Frauen verstanden. Verstanden, dass sie nicht allein sind mit ihren Problemen, sondern die Sache System hat. Seither lag ich bei Zwisten im Ehebett auf der Ritze: Für oder gegen Alice?

»Der kleine Unterschied« wurde zu meiner eigenen Überraschung ein internationaler Bestseller: von Brasilien bis Japan identifizierten Frauen sich mit den 18 deutschen Frauen, die ich als Fallbeispiele ge-

wählt hatte. Das Buch ist ein Longseller, seit 45 Jahren wird es immer wieder neu aufgelegt.

Im Januar 2020 besuchte ich die »Schwemme« eines Kölner Brauhauses. Das sind Kombüsen, in denen die Fässer stehen und das Bier gezapft wird. Einheimische gehen da gerne auf einen Sprung rein, um stehend ein Kölsch zu trinken oder auch zwei. Am Zapfhahn stand eine junge Frau (was relativ neu ist, traditionell sind Köbesse in den Brauhäusern Männer). Mitte zwanzig, hübsch, blonder Pferdeschwanz. Nach ein paar Minuten wandte sie sich zu mir: »Hör mal, Alice. (Es ist Tradition in den Brauhäusern, sich zu duzen.) Es ist sonst nicht meine Art, Gäste anzusprechen. Aber ich habe gerade den ›Kleinen Unterschied‹ gelesen und mich total wiedergefunden in dem Buch. Jetzt habe ich es meinem Freund in die Hand gedrückt.« Ich staune. Julia (so heißt sie) redete weiter: »Du erwähnst in dem Buch doch, dass sich die Träume weißer Amerikanerinnen von denen weißer Amerikaner stärker unterscheiden als die Träume weißer Amerikanerinnen von denen weiblicher Aborigines in Australien. Und stell dir vor, ich habe meine Freundinnen gefragt: Die haben auch alle ganz andere Träume als ihre Freunde!« Nun bin ich doch überrascht.

Es geht also weiter. Und solange das so ist, werde ich Ärger haben. Es hätte mir eigentlich von Anbeginn an klar sein müssen, dass eine Autorin, die die Funktion von Liebe und Sexualität analysiert und den Frauen sagt, sie sollten nicht länger relative Wesen bleiben, sondern eigenständige Menschen werden, dass die nicht ungeschoren davonkommt. Aber ich war naiv, ich war damals tatsächlich nicht darauf gefasst. Ich habe einfach immer geraderaus gesagt, was ich denke.

»Frustrierte Tucke« (*Süddeutsche Zeitung*), »Hexe mit stechendem Blick« (*Bild*) oder auch »Nachteule mit dem Sex einer Straßenlaterne« (*Münchner Abendzeitung*), so tönte es 1975 in den Gazetten. Quasi unwidersprochen. So was geht natürlich nicht spurlos an einem Menschen vorbei. Der ZEIT-Autor Christian Schultz-Gerstein war einer der ganz wenigen, die gegenhielten. 1976 schrieb er: »Und ein Ende der Beschimpfungen, die offenkundig kein anderes Ziel haben als das, die deutsche Frauenrechtlerin Alice Schwarzer so lange zu demütigen, bis sie es endlich gefressen hat, dass sie ihre Schnauze

halten soll, ein Ende dieser bisher längsten und perfidesten Menschenjagd in der Geschichte der Bundesrepublik ist nicht abzusehen. Denn Alice Schwarzer hat immer noch nicht abgeschworen.«

Schultz-Gerstein war vermutlich besonders sensibilisiert, weil der Reporter mich – als Einziger in all den Jahrzehnten! – bei einer Lesereise begleitet hatte. Da hatte er sich selber ein Bild machen können von dem leidenschaftlichen Interesse der Menschen und wie ich damit umging. Er war nicht unbedingt meiner Meinung, aber schockiert darüber, dass mir nicht der »selbstverständliche Schutz« für Andersdenkende gewährt wurde, sondern, wie er in der *ZEIT* schrieb, »rechte wie linke Journalisten gleichermaßen ihr stumpfsinniges ›Schwanz-ab-Schwarzer‹ predigen, das so verdächtig nach ›Kopf-ab-Schwarzer‹ klingt. Und dass sie es ihren Lesern vormachen, wie man mit so einer umspringt. Das ist schon furchterregend.«² Ja, das war es.

Um meine Lage zu verstehen, muss man sich klarmachen, dass ich in Deutschland in einer ziemlich einmaligen Situation war. In Ländern wie Amerika bekamen damals etwa ein Dutzend öffentlicher Feministinnen die volle Breitseite ab: von Kate Millett, Shulamith Firestone, Gloria Steinem, Phyllis Chesler, Susan Brownmiller oder Robin Morgan bis Andrea Dworkin, um nur ein paar zu nennen. Hierzulande aber starteten die Feministinnen spät und zögerlich. Ich aber hatte meinen Feminismus früh aus Frankreich importiert und war eine medial erfahrene Journalistin. So konnten mich die Medien zur Einzigen stilisieren, was allerdings eine höchst zweifelhafte Ehre war. Von den genannten Amerikanerinnen landeten drei zeitweise in der Psychiatrie, und Firestone brachte sich 2012 um. Auch den Restlichen ging es nicht immer gut. Denn sie waren, ganz wie ich, nicht nur Zielscheibe von Männern und Medien, sondern auch der eigenen Schwestern. Das ist das vielleicht dunkelste Kapitel unter Feministinnen: der Schwesternstreit (Phyllis Chesler, die Autorin des Klassikers »Frauen, das verrückte Geschlecht«³, hat 2002 darüber ein schmerzliches Buch geschrieben: »Woman's Inhumanity to Woman«⁴).

Da wussten wir noch nicht, wie es seit dem Erscheinen vom »Anderen Geschlecht« – dieser 1949 erschienenen »Bibel der neuen Frau-

enbewegung« – der von uns so bewunderten Simone de Beauvoir ergangen war. Eine brachiale Welle der Einschüchterung und Diffamierung war über sie weggegangen, und zwar seitens vieler Männer wie auch so mancher Frauen. Sie sei »frustriert«, »lesbisch« (zu der Zeit hatte Beauvoir ein leidenschaftliches Verhältnis mit Nelson Algren) und vermutlich habe eh Sartre das Buch geschrieben. Nach ihrem Tod 1986 wurden der Schriftstellerin und Philosophin noch mal Kübel von Dreck hinterhergeworfen, und zwar vor allem in fortschrittlichen Publikationen: »Ihr Werk: Mehr Popularisierung als Kreation« (*Le Monde*); »Sie besaß so viel Fantasie wie ihr Tintenfass« (*Revue de deux Monde*); »Sartres Krankenschwester« (*New York Times*).

Die Rede ist von der Frau, die die vermutlich einflussreichste Intellektuelle des 20. Jahrhunderts war; die im »Anderen Geschlecht« das »Doing Gender«, das »Machen« der Geschlechter (wie Rassen) umfassend analysiert hat (»Man wird nicht als Frau geboren, man wird es«); und die ein halbes Jahrhundert lang mit Sartre ein außergewöhnliches, wirklich gleichberechtigtes DenkerInnen-Duo gebildet hatte (was auch Sartre selber nicht müde wurde zu betonen). Hilft alles nichts: Selbst sie wurde ridiculisiert und zum relativen Wesen degradiert.

Heute sind die Gehässigsten tatsächlich vor allem manche junge Frauen. Sie werfen Beauvoir vor, ein Anhängsel, wenn nicht gar Opfer von Sartre gewesen zu sein – und ahnen noch nicht einmal, dass ihre eigene Existenz ohne diese große Vordenkerin so gar nicht denkbar wäre.

Doch zunächst treten gegen uns Feministinnen die Männer auf. Im »Kleinen Unterschied« hatte ich ja nicht nur das Schweigen der Frauen gebrochen, sondern auch mit Verve und Ironie auf die Jungs draufgehauen. Vor allem hatte ich an das größte Tabu gerührt: die Sexualität. Und ich hatte die sogenannte »sexuelle Revolution« der 60er Jahre kritisiert, die auf Kosten von Frauen und Kindern ging. Dennoch hatte ich nicht mit so heftigen Reaktionen gerechnet. Doch da ich nicht in einer Dauerschleife des Disputs hängen bleiben wollte, verschanzte ich mich erst einmal hinter der Arbeit. Bereits ein Jahr nach Erscheinen vom »Kleinen Unterschied« begann ich, *EMMA*

vorzubereiten. Die erste Ausgabe erschien 18 Monate nach dem »Kleinen Unterschied«.

Zu dem Zeitpunkt wusste ich schon – auch aus meiner Erfahrung in der französischen Frauenbewegung –, dass es eine beliebte Methode war, Frauenrechtlerinnen nicht in der Sache zu kritisieren, sondern sie in ihrer »Weiblichkeit« zu verunsichern und persönlich zu diffamieren. Wenn ich jedoch heute auf die Fotos aus diesen Jahren schaue, bin ich schockiert darüber, wie dreist das Einschüchterungsmanöver war. Abgesehen von sichtbar hart manipulierten Aufnahmen (von unten, mit offenem Mund etc.) ist auf diesen Fotos eine eher sensible bis melancholische, manchmal auch angriffslustige oder übermütige junge Frau zu sehen. Alle von mir in den vergangenen Jahrzehnten veröffentlichten Fotos sind symptomatisch, belegen sie doch den Umgang der Medien mit einer (zu) starken Frau und spiegeln exakt die jeweilige allgemeine Stimmung: mal aggressiv, mal wohlwollend. Dasselbe gilt übrigens für Angela Merkel, von 1991 (»Kohls Mädchen«) bis heute (»Die ewige Kanzlerin«).

Es half mir auch, dass ich früh gelernt hatte, nicht auf traditionelle weibliche Attraktivität zu setzen. Meine jungen Großeltern, die meine sozialen Eltern waren, lobten ihr Kind für Mut und Intelligenz – und versäumten es, mich zum koketten Mädchen zu dressieren. So kam es, dass ich selbst in der Phase meiner klassischen Attraktivität – blond, langbeinig, kurzrockig – nie darauf gebaut habe. Darum konnte mich auch das Absprechen dieser Art »weiblicher« Attraktivität nicht im Kern treffen.

Auch das war untypisch bei mir: ich bin bei den (Groß-)Eltern aufgewachsen, bei denen sich eine partielle Rollenumkehrung eingeschlichen hatte. Ich habe das im »Lebenslauf«⁵ im Detail erzählt. Beide Großeltern kamen aus dem schon durch den 1. Weltkrieg deklassierten Bürgertum. Sie fassten auch nach dem 2. Weltkrieg nicht mehr richtig Tritt. Wir blieben in einer Dauerschleife der Randständigkeit hängen. Dabei spielte eine Rolle, dass beide tapfere Anti-Nazis gewesen waren, was auch nach 1945 nicht unbedingt angesagt war in Westdeutschland. Der Großvater, Ernst Schwarzer, dessen Zeitschriften- und Zigarettenladen im Krieg plattgebombt worden war,

schusselte nach dem Krieg von Kleinst-Unternehmen zu Kleinst-Unternehmen. Die Großmutter, Margarete Schwarzer, von Beruf Schneiderin, war eine frustrierte Hausfrau, die kaum kochte, lieber las und über Politik debattierte. Bis zu ihrem Tod hat sie ihrem Vater, Besitzer einer Buchbinder-Manufaktur, nicht verziehen, dass »nur meine Brüder studieren durften«.

Außer Haus war die 1,50 Meter kleine Frau schüchtern, innerhalb gab sie den Ton an. Sie war sehr ironisch und politisch extrem klar-sichtig, schon in den 1950er Jahren Tierrechtlerin und Ökologin dazu: strikt gegen das Sprühen von Pflanzenschutzmitteln im Garten (über das sie Leserbriefe an die Lokalzeitung schrieb), auch »tote Blumen« durfte man ihr nicht schenken. Hinzu kam ihr gewaltiger Zorn auf Rechte und Nazis und ihr kritischer Blick auf Linke. Ihr Mann zog dabei mit, war jedoch sanfter und geselliger, vor allem fürsorglicher.

Mein Großvater war es, der mich in den (Nach-)Kriegswirren ernährt und gewickelt hat, sie interessierte sich für mich erst, als ich sprechen und denken konnte. Es war eine spannungsgeladene Ehe, wie viele, mit großen finanziellen Sorgen. Sie machte ihm Szenen und ihn verantwortlich für ihr verpasstes Leben – wofür dieser humorvolle, liebeswerte Mann nun wirklich nur wenig konnte.

Klar, dass die beiden mein Männer- und Frauenbild geprägt haben. Denkende Frauen und mütterliche Männer sind für mich selbstverständlich. Auch entspricht es meinen ureigensten Erfahrungen, dass nicht alle Frauen gute Mütter sind, viele Männer es jedoch sein könnten.

Was mich, das Kind, anging, war ich die Dritte in dem schwankenden Boot meiner Familie und musste sehr früh mit in die Ruder greifen. Ich hielt meine zu Heftigkeiten neigende Großmutter in Schach und beschützte meinen lieben Großvater. Ihm verdanke ich schließlich mein Leben. Meine abwesende Mutter hatte den Status einer großen Schwester und kümmerte sich erst um mich, als ich anfang, mich um sie zu kümmern.

Die Familie hatte mich nach der Bombardierung von Elberfeld am 24. Juni 1943 in ein Kinderheim in Pforzheim gebracht. Meine Mutter heiratete in Wien (einen deutschen Unternehmer) und blieb dort

bis Kriegsende. Mein Großvater, Jahrgang 1895, also nicht kriegs-
verpflichtet, holte mich nach wenigen Wochen (oder Monaten?)
aus dem Heim in das fränkische Dorf Oberlauringen, wohin man
die Großeltern evakuiert hatte. Er war es, der mich windelte und er-
nährte. 1948 ging er voraus nach Wuppertal, um für uns drei eine
Wohnung zu suchen. Die Großmutter und ich folgten ihm ein Jahr
später. Pforzheim war 1944 plattgebombt worden, unter den Trüm-
mern das Kinderheim.

Innerhalb unseres Trios galt ich schon als Kind im Zweifelsfall
als die Stärkste, hatte Sorgen und Verantwortung, aber auch Respekt
und Freiheiten. Niemand engte mich ein – allerdings förderte mich
auch niemand. In der Schule war ich nicht das Mädchen mit den di-
cken Zöpfen und der weißen Bluse, der Liebling der Klassenlehre-
rin. Ich war die zwar als intelligent und witzig geltende, aber irgend-
wie doch fremde Außenseiterin. Meine Bluse strahlte nicht wie in
der Waschmittel-Werbung und meine Schulhefte waren so manches
Mal verknittert, weil eine der fünf Katzen drübergelaufen war. Auch
die drei Hunde hinterließen ihre Spuren in unserem winzigen Häus-
chen. Und dann waren da die Nachbarn. Ich war zwar beliebt bei ih-
nen, aber auf meine Großmutter warfen sie scheele Blicke, meinen
»armen« Großvater bedauerten sie. Und wir? Wir Schwarzers fanden,
dass wir eigentlich drüberstehen: mit einem weiten Blick vom be-
waldeten Hügel über Elberfeld und die ganze Welt. Es war eine schi-
zophrene Situation, diese Mischung aus Geringschätzung und Stolz.

Das hat mich geformt – und nicht etwa irgendwelche Erziehungs-
maßnahmen. »Du hast dich selber erfunden«, hat meine verstorbene
Freundin, die Psychoanalytikerin Margarete Mitscherlich, mal zu mir
gesagt.

Diese frühe Randständigkeit und Verantwortung prägen mich bis
heute. Ich bin es gewohnt, nicht dazuzugehören – aber gleichzeitig
zu vermitteln zwischen dem Rand und der Mitte. In meiner Fami-
lie war ich sozusagen die Außenministerin. Hinzu kam der extrem
ausgeprägte Gerechtigkeitssinn meiner Großmutter: Gerechtigkeit
für alle Geknechteten dieser Erde (wenn auch nicht immer für ihre
eigene Familie). Auch ich ertrage keine Ungerechtigkeiten, selbstver-

ständig auch nicht gegen Männer – und ebenso wenig gegen mich selbst. Wenn ich mich ungerecht behandelt fühle, gehe ich mit dem Kopf durch die Wand. Was nicht immer klug ist.

So gewappnet ging ich in die Welt – und war erstaunt, dass plötzlich ein Mädchen weniger wert sein sollte als ein Junge. Ein »Schlüsselerslebnis«? Die Tanzschule H. H. Koch in Elberfeld. Frau Koch bittet zum ersten Mal »die Herren«, nun »die Damen« aufzufordern. Wir sind 16. Und mich überflutet schlagartig ein bisher unbekanntes Gefühl des Ausgeliefertseins an Männer. In meiner Kindheit war mein Verhältnis zu den Jungs, mit denen ich ebenso vertraut war wie mit den Mädchen, eher kameradschaftlich gewesen. Aber jetzt. Um Gottes willen, wenn du jetzt sitzen bleibst?! Ich bleibe nicht. Im Gegenteil, ich werde von Tom, dem mit Abstand bestaussehenden Jungen, aufgefordert. Er bleibt mir treu bis zum Schlussball. Und er will noch nicht mal was von mir, so wenig wie ich von ihm (blond und strahlend war nicht mein Typ, eher dunkel und melancholisch). Doch wir sind beide aus dem Schneider.

Meine Schulzeit ist wie meine Familienverhältnisse: chaotisch. Zuletzt gehe ich zur Handelsschule und mit 16 »ins Büro«. Da werde ich in der Buchhaltung schnell trübsinnig und flüchte am Feierabend mit meiner Mädchenclique in die Milchbar und zum Rock 'n' Roll und Jazz. Mit 23 erkämpfe ich mir, nach einem durch Putzen und Tippen finanzierten Sprachstudium in Paris, ein Volontariat bei den *Düsseldorfer Nachrichten*. Ich bin die einzige Frau unter acht Volontären und die Einzige ohne Abitur und Studium. Das hole ich später nach. Parallel zu meiner Tätigkeit als freie Korrespondentin in Paris studiere ich zwischen 1969 und 1973 an der berühmten »roten Fakultät« Vincennes in Paris, unter anderem bei Michel Foucault. Bei ihm belege ich die Kurse »Marxismus und Psychoanalyse« sowie »Sexualität und Macht«. Meine dabei erworbenen frühen Kenntnisse der amerikanischen Sexualforschung werden sich prägend auf den »Kleinen Unterschied« auswirken.

In Paris arbeite ich für den Rundfunk, meist den WDR, manchmal auch für *Spiegel* oder *Stern*, das österreichische *Neue Forum* und die niederländische *Vrij Nederland*. Meine Themen sind die sozialen und

kulturellen Folgen des Mai 68: wilde Streiks in den Fabriken, skandalöse Verhältnisse in den Nissenhütten der Vorstädte, Repressionen gegen die Linke, das Erstarken der Rechtsextremen oder auch mal die Avantgardemode von Yves Saint Laurent und Courrèges, die die Frauen im Anzug bzw. im Weltraumlook auf den Laufsteg schicken.

Ich war Journalistin geworden, weil ich dazu beitragen wollte, die Welt zu verbessern. Doch an mich, an uns Frauen habe ich dabei damals nicht gedacht. Frauen waren in den 60er Jahren einfach kein Faktor, da galt nur »die große Politik«. Im Rückblick beschämt mich, kaum wahrgenommen zu haben, dass erst 1961 die erste Ministerin im Adenauer-Kabinett auftauchte: die Gesundheitsministerin Elisabeth Schwarzhaupt (und das auch nur, weil die Parteifrauen jahrelang dafür gekämpft hatten).

Die Kämpfe der historischen Feministinnen waren vergessen, ihre Siege selbstverständlich. Fortschrittliche Frauen dachten nicht mehr in der Kategorie »Geschlechter«, sondern in der der Klassen. Selbst Simone de Beauvoir, deren »Anderes Geschlecht«⁶ 1949 erschienen war, hatte ja bis zum Aufbruch der neuen Frauenbewegung 1970 erklärt, sie sei keine Feministin, denn das Problem werde sich in der neuen, sozialistischen Gesellschaft schon rütteln. Das müssen wir uns einfach klarmachen: Vor der Frauenbewegung hatte eine Frau nur in Ausnahmefällen (wie im Fall von Virginia Woolf) ein politisches Bewusstsein von ihrer eigenen Lage als Frau. Wir konnten bestenfalls unser Frauenleben schildern, wie viele Schriftstellerinnen und Künstlerinnen es getan haben, ohne Schlussfolgerungen.

Die sogenannten »Frauthemen« sind in diesen Jahren weniger mein Beruf, sondern eher mein Hobby. Doch ab Herbst 1970 bin ich eine der Pionierinnen der Pariser Frauenbewegung, des Mouvement de la Libération des Femmes (MLF). Eines Tages fragt mich der jüngere, eher linke Studioleiter des WDR in Paris: »Stimmt es, dass Sie im MLF engagiert sind?« Hm. »Aber das haben Sie doch gar nicht nötig.« Hmmm.

Ich habe mich nicht einschüchtern lassen. Das ist es, was vielen Frauen und auch so manchem Mann wohl am meisten imponiert: Dass ich mir bis heute weder das Denken noch den Mund verbieten

lasse. Und dass ich auch keine Angst habe, mich mal zu irren oder mich unbeliebt zu machen. Denn das ist das größte Hindernis für Frauen auf dem Weg zu einer wahren Partnerschaft mit Männern: ihre Angst vor Liebesverlust. Doch sie täuschen sich: Respekt wiegt mindestens so schwer wie Liebe – und beide schließen sich keineswegs aus.

Respekt und Anerkennung habe ich allerdings auch für meinen Weg erfahren, zum Beispiel von dem inzwischen verstorbenen Historiker Hans-Ulrich Wehler. Der schrieb 2007, nicht nur Männer machten Geschichte, sondern auch Frauen. Er würdigte den »dramatischen Erfolg« der neuen Frauenbewegung, die in einem »unvorstellbaren Tempo« die rechtliche und soziale Gleichberechtigung erstritten habe. »Es reicht aber nicht«, fuhr er fort, »die Schwungkraft einer anonymen Bewegung anzuerkennen. Ohne die Dynamik, die Argumentationsstärke, das kontinuierliche Engagement einer Wortführerin wie Alice Schwarzer wäre dieser Erfolg vermutlich nicht in der jetzt erreichten Form zustande gekommen. Man braucht nämlich diese Persönlichkeit nur einmal wegzudenken – im Jargon der Wissenschaft: kontrafaktisch zu überlegen –, um zu erkennen, in welchem Maße diese Publizistin und De-facto-Politikerin, oft im Alleingang, die Sache der Frauen überzeugend verfochten hat. Ohne diese ganz individuelle Motorik, ja sei's drum, ohne diese Leidenschaft, im offenen Streit für ihre gerechte Sache unentwegt voranzugehen, hätte der Frauenbewegung, aber auch den Entscheidungsgremien der Parteipolitik ein wesentlicher Impuls gefehlt.«⁷ Ja, ohne die Leidenschaft ... Aber ich muss einsehen: Ich bin eine Institution geworden, ob ich will oder nicht. Eine Institution ohne Institution. Denn ich gehöre keiner Partei an, keiner Organisation, keinem Unternehmen, ich stehe für mich allein; nur in *EMMA* unterstützt von einem bewährten Team. Selbstverständlich bin ich Teil des weltweiten Aufbruchs der Frauen und in den 1970er Jahren Teil der Frauenbewegung. Doch diese Bewegung war nur ein lockeres Netzwerk und ist nie zu einem fassbaren Machtfaktor geworden. Stattdessen hat sie sich unter dem Druck von außen sehr bald von innen zersplittert.

Spätestens ab Mitte der 80er Jahre gingen die Aktivistinnen in die Institutionen, gründeten Projekte (wie ich zuvor schon die *EMMA*), engagierten sich im Beruf, bekamen Kinder oder zogen sich auch zurück. Seither ist der Feminismus eine gesellschaftliche Stimmung, ein Bewusstseinszustand, den jede einzelne Frau immer wieder neu durchsetzen muss. Die Errungenschaften der letzten Jahrzehnte müssen täglich neu verteidigt werden. Der Fortschritt ist keineswegs gesichert. Und es geht auch nicht automatisch voran, manchmal geht es sogar zurück.

Ich bin ein Mensch, der sich alles, was er heute ist, selber erkämpft hat. Und das hat (fast) immer Spaß gemacht! Ich habe immer schon gerne gelacht, gefeiert, geliebt. All das ist trotz meiner politischen Kämpfe nie zu kurz gekommen, ja gehört für mich zusammen. Denn neben den Aggressionen, die ich aushalten muss, steht die unendlich große Zuneigung, ja Liebe von Menschen, die mir seit einem halben Jahrhundert entgegenschlägt; neben meinem Zorn auf Menschen, die ihre Macht missbrauchen, steht mein Interesse an Menschen. Das gilt für die vielen spannenden Persönlichkeiten, denen ich in meinem Leben begegnet bin und noch begegne – und mit denen ich mich häufig auch befreunde –, genauso wie für die Supermarktkassiererinnen nebenan und den Penner auf der Straße. In Köln, der Stadt, in der ich lebe und wo man mich kennt, passiert es so manches Mal, dass ein Obdachloser mich anspricht. Nicht nur, um mich um Geld anzuhauen, auch weil er sich Verständnis und Hilfe erhofft. »Hey Alice, du kennst doch die da oben. Kannst du nicht mal ...?« Manchmal kann ich. Aber in Wahrheit kenne ich »die da oben« viel weniger gut als »die da unten«.

Doch noch einmal zurück zu der Frage: Wie halte ich es aus? Da ist zu sagen, dass es auch bei dem Thema Schwarzer eine Verzerrung durch die Medien gibt. Die waren und sind oftmals auf Skandalisierung und Herabsetzung aus, weniger auf Sachkritik, die natürlich so manches Mal auch bei mir berechtigt ist. Ich meine die persönliche Diffamierung.

Und das war so manches Mal auch Strategie, politische Strategie. Wie im Fall der SPD im Jahr 1980 (siehe Seite 129 ff.) oder auch der

DDR mit ihren West-Stasis. Eine interessante, weitgehend unaufgearbeitete Geschichte: Während im Osten bis heute Stasi-ZuträgerInnen enthüllt werden, hat man über die im Westen kaum je geredet. Die sind auch gleich beim Mauerfall aus den Akten verschwunden. Doch es gab sie, und wie! In den Medien, an den Universitäten, im öffentlichen Leben. Meist arbeiteten sie verdeckt, das heißt, sie waren keine offenen Kommunisten – mit denen man sich sachlich hätte auseinandersetzen können –, sondern GenossInnen in Unterwanderstiefeln. Wir, die wenigen wirklich autonomen Feministinnen der 70er Jahre, die das verstanden haben, erkannten ihre Organisationen schon an dem Adjektiv »demokratisch«: der »Demokratische Frauenbund« etc. Doch sie waren nicht greifbar, weil sie nie zugaben, wofür sie standen. Aber im Diffamieren Unliebsamer waren sie groß. Unter anderem verpassten diese Aktionistinnen mir in der Debatte um die »Frauen in der Bundeswehr« das Label »Flintenweib«.

Mich hatte die DDR wohl seit Mitte der 1970er Jahre im Visier, in denen ich in Westberlin gelebt hatte (eine Hochburg der Stasi-Spitzel). Hätte der West-Feminismus der DDR nicht eigentlich egal sein können? Nein, hätte er nicht. Denn das Regime befürchtete die Infektion der eigenen Genossinnen mit dem Bazillus. Was ja auch passiert ist. Also wurde eine West-Feministin wie ich, obwohl sie sich nie direkt eingemischt hatte in die Belange der DDR, systematisch verfolgt und verleumdet. Gerne auch von Frauen innerhalb der Frauenbewegung, die im Auftrag unterwegs waren. Unterwandermäßig. Ich erinnere mich an eine – eine lebenslustige Soziologin mit Ostberlin-Kontakten, die fantastisch Rock'n'Roll tanzte –, die nach dem Mauerfall Selbstmord begangen hat. Aus Scham. Die anderen schweigen bis heute.

Irgendwann in den 1990er Jahren habe ich im Fernsehen einen Dokumentarfilm über die Methoden von Markus Wolfs Stasi-Behörde, den politischen Gegner zu diffamieren, gesehen. Und da habe ich mich wirklich erschrocken. Denn ich habe sehr vieles wiedererkannt, was mir selber widerfahren war.

Wie das ablief, lässt sich oft schwer festmachen: Es war ein gewisser Sound, aber es waren auch bestimmte Personen. Der Sound war

immer wieder der Vorwurf des mangelnden Klassenbewusstseins der »bürgerlichen Feministin« (ein Begriff, der auch in Bezug auf die historische Frauenbewegung diskriminierend gemeint ist, sich aber leider selbst in der feministischen Geschichtsschreibung eingebürgert hat). Wobei das in meinem Fall besonders komisch war: Wenn eine Feministin nicht bürgerlicher Herkunft war und sich vorrangig mit nicht-privilegierten Frauen beschäftigt hat – von der Kassiererin bis zur »mithelfenden Familienangehörigen«, von der Drogenabhängigen bis zur Kindsmörderin –, dann war ich das. Wer die Frauen waren, die systematisch Diffamationen über mich verbreiteten, via Medien oder innerhalb der Frauenbewegung, so könnte ich bis heute Namen nennen, aber ich möchte das jetzt nicht mehr tun. Es wäre zu zufällig und ist vorbei.

Heute scheint das größte Problem des Feminismus der sogenannte Generationenkonflikt zu sein. Aber ist es wirklich »nur« ein Generationenkonflikt? Lässt die heutige dritte Generation nach der neuen Frauenbewegung die Emanzipation schleifen? Die Gefahr besteht in der Tat. Auch ich spüre erstmals einen Generationenbruch. Viele junge Frauen sind der feministischen Pionierinnengeneration ferner, als ihre Mütter es waren. Was man versteht. Doch gleichzeitig ist es unübersehbar, dass ein Teil der Medien und der Politik diese Entwicklung mit vorantreibt, wenn nicht sogar überhaupt erst produziert.

Seit Jahren wird zum Beispiel in manchen Blättern mein Name nicht mehr ohne den diskriminierend gemeinten Zusatz »Alt-Feministin« erwähnt, gleichzeitig wird die Distanzierung »junger Feministinnen« vom Feminismus der 1970er Jahre bejubelt. Doch: Was war falsch daran? Womit haben wir eigentlich nicht recht behalten? Das ist bisher noch nie gesagt worden. Darf ich eine Vermutung äußern? Weil es nicht gesagt werden kann! Denn die Themen des Aufbruchs sind auf die eine oder andere Weise alle noch immer die Themen des 21. Jahrhunderts: die Gewalt gegen Frauen, das Abtreibungsverbot, die Pornografisierung, der Frauen- und Fremdenhass, sexuelle Identität, das Schlachtfeld Körper, der Gendergap beim Lohn, nicht ausreichende Partizipation an der Macht, unzureichender Einsatz von Vätern und Vater Staat bei den Kindern etc. etc.

Allerdings ist diese Kritik keine reine Generationenfrage. Ich kenne auch ganz andere junge Frauen. So haben zum Beispiel alle acht *EMMA*-Leserinnen-Analysen über vierzig Jahre immer wieder ergeben, dass *EMMA* die jüngsten Leserinnen aller Frauenzeitschriften und Politmagazine hat: zuletzt waren 22 Prozent unter 30 und 48 Prozent zwischen 30 und 50. Und bei meinen Lesungen ist das Publikum in neutralen Sälen (also Orten, die weder überwiegend von Älteren noch Jüngeren frequentiert werden) sehr gemischt, in etwa in Relation zur Bevölkerung. Und auch die direkten Briefe an mich von jungen bis zu ganz jungen Frauen nehmen gerade in den letzten Jahren zu. Sie sind heute die Verlorenen, wissen nicht, wohin. Den Vogel schoss jüngst die zehnjährige Helena aus Tübingen ab. Sie hat mir zusammen mit ihren Eltern einen kleinen Apfelbaum in die Redaktion gebracht, weil ich ihr »Vorbild« bin.

Nicht zu reden von den Frauen und auch Männern aller Generationen, die mir bis heute auf der Straße, im Supermarkt oder Kino zu-
raunen: »Halten Sie durch! Wir brauchen Sie noch!« Manche haben auch Aufträge für mich, Stil: »Können Sie nicht endlich für Ganztagskrippen sorgen!« Oder: »Sie sollten auch mal Juliette Greco porträtieren, die ist viel interessanter als Romy Schneider.« Manchmal werden auch Vorwürfe laut: »Wir haben lange nichts von Ihnen gehört, Frau Schwarzer. Was ist los?!« Das sind die, die weder *EMMA* noch meine Bücher lesen, sondern nur fernsehen.

In dieser Phase des Post-Feminismus gesteht man mir, der feministischen Pionierin, in Deutschland seit einigen Jahren den Status einer Klassikerin zu. Tenor: Sie hat nicht immer recht und übertreibt oft, aber sie hat viel für die Frauen erstritten. Was ehrenvoll ist, aber auch beunruhigend. Denn für die, die so reden, ist der Feminismus Historie. Sie glauben, 4000 Jahre Patriarchat seien innerhalb von 40 Jahren zu erledigen. Auf zu neuen Ufern. Zum Beispiel zur Klimarettung, die ja ebenfalls in der Tat bitter nötig ist. Was sich allerdings keineswegs ausschließt, im Gegenteil. Denn auch die Klimakatastrophe hat viel mit Machbarkeits- und Männlichkeitswahn zu tun, ebenso wie mit kapitalistischer Profitgier.

Als wir neuen Feministinnen vor einem halben Jahrhundert an-

traten, die Macht der Männergesellschaft zu brechen, konnten wir uns nicht auf die Schultern unserer Vorgängerinnen stellen, um weiter zu sehen. Ihre Geschichte war verschüttet und verleugnet, in Deutschland doppelt und dreifach. Die Bücher radikaler Feministinnen waren von den Nazis mit als erste verbrannt worden. Pionierinnen wie Anita Augspurg und Lida Gustava Heymann oder Helene Stöcker starben im Exil. Wir jungen Feministinnen mussten in den 1970er Jahren also mal wieder bei null anfangen. Nur ein halbes Jahrhundert nach der hohen Zeit der historischen Frauenbewegung.

Vor unserem Geschlechterbewusstsein stand für die Gesellschaftskritischen unter uns das Klassenbewusstsein und: Nie wieder Auschwitz! Der Holocaust war für die Bewussten meiner Generation initial für jegliches Unrechtsbewusstsein. Es ist darum nicht ganz ohne Komik – oder Tragik –, dass ein weiteres halbes Jahrhundert später eine neue Feministinnen-Generation antritt, die von diesem umfassenden Blick ihrer Vorgängerinnen auf die Geschichte, die Machtverhältnisse und die Welt nichts zu ahnen scheint. Manche dieser »Neofeministinnen« behaupten allen Ernstes, »Alt-Feministinnen« wie Schwarzer hätten sich ja »nur« um die Frauen gekümmert; schlimmer noch: nur um weiße Frauen; noch schlimmer: nur um weiße privilegierte Mittelschichtsfrauen. Sie aber hätten nun als Erste endlich das richtige, umfassende Bewusstsein.

Diese selbst ernannten »Intersektionalistinnen« und »Anti-Rassistinnen« beziehen ihre Slogans und Texte in der Regel nicht aus gelebten Erfahrungen, sondern aus einer importierten Ideologie – so wie einst die linken Feministinnen aus den sozialistischen Staaten. Damals musste eine Frauenrechtlerin zehn Mal »Klassenkampf« sagen, bevor sie es überhaupt wagen konnte, auch nur einmal vom »Geschlechterkampf« zu sprechen. Heute muss eine solche »Neofeministin« zehn Mal »Anti-Rassismus« sagen – und die Frauen verschwinden schließlich ganz hinter diesem ideologischen Konstrukt. Es gibt sie nicht mehr. Sie sind abgeschafft, zugunsten von zig Geschlechtern, den LGBT*/QA+.

Diese linken »Identitären« oder »KommunitaristInnen«, wie sie international genannt werden, sprechen wieder einmal im Namen

der »Anderen«, der Minderheiten, zu denen sie selbst nicht gehören. Sie sind, zumindest in Europa, überwiegend Teil der von ihnen viel geschmähten »weißen Frauen«, ja der »privilegierten weißen Frauen«, denn sie sind in der Regel Akademikerinnen. Sie sind zwar versiert im Diskurs ihrer internationalen Community – aber sehr weit entfernt von den Themen der Frauen nebenan. Sie leben in einer Blase, deren Reden die Menschen schon ein paar Schritte weiter nicht mehr verstehen.

Auch diese Frauen fangen also wieder bei null an. Wie praktisch für das Patriarchat! Solange das »andere« Geschlecht mit seiner Revolte alle drei Generationen immer wieder von vorne beginnt, hat das eine Geschlecht nichts zu befürchten. Es ist diese Geschichtslosigkeit, die wohl das größte Hindernis ist auf dem Weg zur Emanzipation.

WER HAT DIE FRAUENBEWEGUNG GEGRÜNDET?

Ich lese ihn immer wieder, und sei es in irgendeinem Blog, den vorwurfsvollen Satz: Alice Schwarzer hat nicht die Frauenbewegung gegründet! Stimmt. Ich habe das auch noch nie behauptet. Niemand hat die Frauenbewegung gegründet. Man gründet eine Partei oder Organisation, aber keine Bewegung. Schon der Name sagt ja, was es ist: Etwas ist in Bewegung geraten. Die ersten zwei, drei fangen an, es kommen Dutzende dazu, Hunderte, Tausende. Eine Bewegung ist geboren. So wie heute die weltweite Klimabewegung.

Auch der Aufbruch der Frauen beschränkte sich Ende der 1960er/Anfang der 1970er Jahre zunächst auf die sogenannte Erste Welt. Da war die Spannung zwischen dem, was war, und dem, was hätte sein können, am größten. Erst jetzt, ein halbes Jahrhundert später, gibt es erste Anzeichen für eine erwachende Frauenbewegung auch in der islamischen Welt, im nordafrikanischen Maghreb zum Beispiel, wo Frauen im Herbst 2019 in Marokko ein Manifest veröffentlicht haben: »Ich habe abgetrieben!« Sie wagen es, das Recht auf freie Sexualität zu fordern. Ich habe zwei führende Aktivistinnen gerade in Paris getroffen, eine Filmemacherin und eine Anwältin. Da haben sie strahlend den Simone-de-Beauvoir-Preis entgegengenommen, der einmal im Jahr, immer an Beauvoirs Geburtstag am 9. Januar, verliehen wird (und in dessen Jury ich Mitglied bin). Die Marokkanerinnen erinnern mich mit ihren Hoffnungen und ihrem Übermut stark an unsere Anfänge der 1970er Jahre. Von einem »kulturellen Unterschied« kann da wenig die Rede sein.

In den westlichen Demokratien hatte damals ein Bündel von Faktoren den Aufbruch der Frauen begünstigt. Wir neuen Feministinnen waren die Töchter der Frauen, die im Krieg und danach ihren »Mann«

gestanden hatten und brüsk ins Haus zurückgeschickt worden waren, als die Männer zurückkamen. Diese Müttergeneration war frustriert, die Töchter zogen den Schluss: Das soll uns nicht passieren. Auch die Mütter selbst hatten das – oft unbewusste und meist wortlose – Signal gesendet: Mach du es besser!

Hinzu kam: Der 68er-Virus hatte auch die Frauen infiziert. Autoritäten wurden infrage gestellt, ja sogar die eigenen Männer, und neue Freiheiten erprobt, ja sogar sexuelle. Das wurde auch von der Pille gefördert, das erste sichere Verhütungsmittel in Frauenhand (das deutsche Frauenärzte bis in die 1970er Jahre nur verheirateten Frauen verschrieben). Allerdings machte diese Pille die Frauen gleichzeitig verfügbarer. Es gab Jungs, die fragten nun die Mädchen schon beim ersten Tanz: »Hast du heute schon geschluckt?« Und nicht zuletzt benötigte der Markt Arbeitskräfte. Italiener, Spanier und eine Million Türken waren schon ins Land geholt worden. Jetzt also die stille Reserve Frau.

Doch zum Auslöser der deutschen Frauenbewegung wurde der Kampf gegen den §218. Der bedrohte alle Frauen in der BRD bei »Selbstabtreibung« mit bis zu fünf Jahren Gefängnis und die Ärzte mit bis zu zehn Jahren. Sicher, im Jahr 1969 waren nur noch 269 Frauen wegen Abtreibung bestraft worden. Sie waren der Justiz sozusagen versehentlich in die Fänge geraten. Denn schließlich konnte man die – vor Pille und Aufklärung – geschätzte eine Million Frauen, die im Jahr allein in der BRD abtrieben, nicht alle ins Gefängnis stecken. Wer hätte denn dann die Kinder versorgt und den Haushalt gemacht?

Ein halbes Jahrhundert später treiben in ganz Deutschland nur noch knapp 100 000 Frauen im Jahr ab, also eine einstellige Prozentzahl im Vergleich zu vor 50 Jahren! Was vor allem das Verdienst der Frauenbewegung ist. Dank Aufklärung, Eigenständigkeit und gestiegenem Selbstbewusstsein werden Frauen einfach seltener ungewollt schwanger.

Noch im Frühjahr 1971 hatte die frühfeministische Journalistin Sina Walden, die Tochter von Herwarth Walden, wütend in *Brigitte* geschrieben: »Deutsche Frauen verbrennen keine Büstenhalter oder

Brautkleider, stürmen keine Schönheitskonkurrenzen und emanziptionsfeindlichen Redaktionen, fordern nicht die Abschaffung der Ehe und verfassen keine Manifeste zur Vernichtung der Männer. Es gibt keine ›Hexen‹, keine ›Schwestern der Lilith‹ wie in Amerika, nicht einmal ›Dolle Minnas‹ mit Witz wie in Holland. Es gibt keine wüsten Pamphlete, keine kämpferische Zeitschrift, kein bedeutendes aufrührerisches Buch. Es gibt keine Wut.«¹

Nur wenig später sollte es all das geben. Fast all das. Aber noch herrschte Friedhofsruhe.

Bis am 6. Juni 1971 die Bombe platzte, das im *Stern* veröffentlichte Bekenntnis der 374: »Ich habe abgetrieben und fordere das Recht für jede Frau dazu!« Das hatte in der Tat ich initiiert. Ich habe die Idee aus Frankreich, wo ich zu der Zeit lebte, nach Deutschland exportiert, den *Stern* dafür gewinnen können und die Unterschriften gesammelt. Genauer gesagt: Ich und viele, viele Frauen hatten die Unterschriften gesammelt. Die Hälfte der Bekennerinnen kam von drei Frauengruppen, die andere Hälfte von Nachbarinnen, Freundinnen, Kolleginnen, Passantinnen.

Ute Geißler, Arzttochter und damals Buchhändlerin in München sowie Aktivistin der »Roten Frauen«, erinnert sich an die Wochen vor Erscheinen des Appells. »Wir haben einfach einen Tapeziertisch besorgt, ihn vors Rathaus oder vor die Uni gestellt und dann Flugblätter zum Unterschreiben verteilt. Na, da kriegten wir was zu hören! Das Recht auf Abtreibung? Dann treibt ihr es ja noch toller! Oder: Dass ihr euch nicht schämt, ihr Flittchen! Aber auch: Endlich trauen Frauen sich! Wenn ich daran denke, was das für ein Elend war, als die Männer aus dem Krieg zurückkamen ...«²

373 Frauen und ich hatten die im *Stern* veröffentlichte Selbstbezeichnung unterschrieben. Ich bin oft gefragt worden, ob ich selbst abgetrieben habe. Nein, habe ich nicht. Ich hatte Glück und bin nie ungewollt schwanger geworden. Aber ich kenne nur zu gut die Angst davor. Meine Taschenkalender aus diesen Jahren sind übersät mit Kreuzen – Zeugen eines bangen Zählens und Wartens. Auch muss erinnert werden: Der Appell der 374 war ja kein Geständnis, sondern eine politische Provokation. Wir wenigen unter ihnen, die wir

nie hatten abtreiben müssen, haben damals nicht öffentlich darüber gesprochen, damit es nicht als Distanzierung interpretiert werden konnte.

Diese 373 Unterzeichnerinnen hatten den Mut von Löwinnen. Sie wussten nicht: Wird mein Mann sich scheiden lassen? Wird meine Familie mit mir brechen? Werden meine Nachbarn noch mit mir sprechen? Verliere ich meine Stelle? Werde ich verhaftet? Sie waren wahre Heldinnen! Nach der Veröffentlichung tauchte die Polizei bei der Münchner Gruppe der »Roten Frauen« auf, Hausdurchsuchungen. Doch die Provokateurinnen blieben letztendlich ungeschoren. Denn laut Meinungsumfragen 1971 waren 79 Prozent aller Frauen und Männer für die Fristenlösung. Die Frauenbewegung war willkommen.

Aber war da nicht vorher schon mal etwas gewesen? Ja, doch. Die Frauen im SDS (Sozialistischer Deutscher Studentenbund) hatten im September 1968 den Aufstand geprobt. Eine Tomate flog und eine feministische Brandrede wurde gehalten (»Genossen, eure Veranstaltungen sind unerträglich!«).

Die Filmemacherin Helke Sander hielt diese Rede. Sie ist eine der wenigen, die in beiden Phasen des Aufbruchs der Frauen aktiv waren: im Vorfrühling der Genossinnen 1968 wie im Sommer der Frauenbewegung ab 1971. In einer Rede erinnerte Sander sich 2018, wie sie zusammen mit einer Freundin im Dezember 1967 ein erstes Flugblatt an der Freien Universität verteilt hatte, das wie ein »Urknall« wirkte. Von da an traf sich der »Aktionsrat zur Befreiung der Frauen« einmal in der Woche im linken »Republikanischen Club«. Erstes Ziel: Die Gründung von »Kinderläden« (in leerstehenden Läden), um das Problem der studierenden Mütter zu lindern. (Damals gab es 173 Kinderkrippen in Westberlin, erinnert sich Sanders, heute sind es 1921 in ganz Berlin.) Ein paar Männer waren auch dabei. Mit dem Resultat, dass die Genossen sehr bald den »Zentralrat der antiautoritären Kinderläden« gründeten und darin umgehend die Führung übernahmen.

Und die Frauen? Die richteten sich (noch) nicht an die gesamte Gesellschaft, sondern nur an ihre Genossen. Sander: »Nach wie vor

hielten wir die vor allem im SDS behandelten Themen für relevant. Wir wollten gemeinsam mit den Männern die Verhältnisse ändern.«³ In Frankfurt gab es in der Zeit dieses wunderbare satirische Flugblatt, das ich allerdings erst später entdeckte: »Befreit die sozialistischen Eminenzen von ihren bürgerlichen Schwänzen!« Dazu gezeichnete mickrige Pimmel, versehen mit jeweils dem Namen eines prominenten Genossen.

Wo befand ich mich zu dieser Zeit? Ich war Volontärin bei den *Düsseldorfer Nachrichten* und verfolgte die Ereignisse mit heißem Herzen in den Medien. Denn die 68er waren in Deutschland eine fast rein studentische Bewegung in den Metropolen; in Berlin, Frankfurt, München. In einer Stadt wie Düsseldorf herrschte Ruhe (nur Beuys sorgte mit seinen Aktionen an der Kunstakademie für Unruhe). Im *Spiegel* las ich damals eine herablassende Glosse über die gerade entstehenden »Weiberräte«, die mit den Worten endete: »Selbst ein Mädchen, das mit intemem Anliegen von außen kommt und den nächststehenden Artgenossinnen etwas zuflüstern will, findet nur mühsam Gehör. Was will sie? Tampons! Hat eine vielleicht Tampons?«⁴ Und ewig blutet das Weib ... Ich war empört!

Knapp zwei Jahre später machte ich mich auf die Suche nach den revoltierenden Genossinnen. Inzwischen war ich Reporterin bei der Satire-Zeitschrift *Pardon*, die neben *konkret* als eine der Stimmen der APO (Außerparlamentarische Opposition) galt. Die einzige Journalistin in der Redaktion, klar. Ich war die Nachfolgerin von Günter Wallraff, war wie er auf Rollenreportagen spezialisiert und für ein paar Wochen ans Fließband in der Tachofabrik VDO gegangen. Die Arbeitsbedingungen dort waren katastrophal. Sogar die Seife zum Händewaschen mussten die Frauen selber mitbringen. Der Betriebsrat fand das »normal« (»Soll etwa die Firma die Seife kaufen?«). Und ich entkam nur knapp einem MeToo-Anschlag (des Vorarbeiters).

Nun wollte ich vom Frankfurter »Weiberrat« wissen, was die Genossinnen denn zu solchen Verhältnissen sagen. Längere Recherchen und sodann eine Frauen-WG in Bockenheim. Auf dem Tisch Berge marxistischer Literatur: die blauen Bände von Marx, Bücher des Trotzisten Ernest Mandel (mit dem ich mich Jahre später

befreunden sollte), von den frauenbewegten Sozialistinnen Clara Zetkin und Alexandra Kollontai – und auch »Das andere Geschlecht« von Simone de Beauvoir. Immerhin. Doch mein Anliegen wurde als unpassend empfunden. Wir sind noch nicht in der Lage, uns zu solchen Problemen zu verhalten, hieß es. Wir bereiten uns zurzeit mit Marx-Schulungen auf den Klassenkampf vor. Die wenigen versprengten linken Frauengruppen waren, ganz wie die gesamte außerparlamentarische Linke, zersplittert und erstarrt.

Weitere zwei Jahre später, im Mai 1971, stehe ich erneut vor dem Frankfurter »Weiberrat«. Diesmal will ich ihn für die Abtreibungsaktion gewinnen. Etliche unter den zwei Dutzend Frauen würden auch nur zu gerne mitmachen, doch die Leaderinnen Margit und Hilde bescheiden mich: Als Sozialistinnen nehmen wir an so einer »reformistischen und kleinbürgerlichen Aktion« nicht teil. Allerdings: Nachdem der Appell erschienen war, verstanden die Frankfurterinnen schnell. Sie stiegen ein, gründeten ein Frauenzentrum, machten Schwangerschaftsberatung und provokante Aktionen wie die öffentlich angekündigten »Fahrten nach Holland«, wo Frauen damals zum Abtreiben hinfuhren.

Ihre Genossen hatten direkt nach Erscheinen des *Stern* noch versucht, sie einzuschüchtern. In dem linksradikalen Verlag »Roter Stern« erschien ein Buch von Clara Zetkin »Zur Geschichte der proletarischen Frauenbewegung Deutschlands«, im Nachwort schnarrte KD Wolff (später der Verleger einer historisch-kritischen Ausgabe der Werke Friedrich Hölderlins) im Juni 1971: »Nicht von der bornierten und ständischen Interessenvertretung der bürgerlichen Frauenbewegung der Jahrhundertwende unterscheiden sich die Initiativen westdeutscher Bildmagazine und ihrer Schauspielerklientelen zur Abschaffung des §218. Wer von Frauenbewegung redet und den Zusammenhang im antikapitalistischen Kampf nicht einmal berührt, hätte besser geschwiegen.«⁵ Wenig später machten die Genossen eine 180-Grad-Wendung. Nun erklärten sie den §218 zu einer »der Hauptblockaden auf dem Weg in die Frauenbefreiung im Spätkapitalismus«.

Doch viele linke Frauen brauchten diesen Segen nicht mehr. Sie hatten erkannt: Auch der Sieg des Sozialismus würde nicht automa-

tisch ihre Probleme lösen, siehe die realsozialistischen Länder. Und auch die eigenen Genossen waren Machos. Den Frauen wurde klar: Die spezifische Unterdrückung der Frauen ist – jenseits von Klassen, Kulturen oder Ethnien – universell.

Anfang 1972 machte ich das erste einer Serie von Interviews mit Simone de Beauvoir, die mit ihrem Essay »Das andere Geschlecht« weltweit die prägende Vordenkerin der neuen Frauenbewegungen war. Selbst sie hatte, wie erwähnt, 1949 noch geschrieben, sie sei keine Feministin und hoffe auf den Sieg des Sozialismus, der dann ja automatisch auch die Frauen befreien würde. Inzwischen war Beauvoir von uns jungen Feministinnen kontaktiert worden und wurde zur »Wegbegleiterin« der Strömung der »Radikalen« im MLF (Mouvement de Libération des Femmes). In dem Gespräch, das ich mit ihr 1972 führte, distanzierte sie sich von ihrer früheren Position und bekannte nun klar: »Ich bin Feministin!« Sie plädierte für eine autonome Organisation von Frauen und kritisierte scharf die patriarchale Linke. Das Gespräch wurde weltweit veröffentlicht und kursierte in zahllosen Frauengruppen als Raubdruck. Viele linke Frauen sahen sich nun bestärkt in ihrem erstarkenden feministischen Bewusstsein.

Kommt uns das im Jahr 2020 alles irgendwie bekannt vor? Ja. Die Parallelen sind unübersehbar. Nur: Was früher »Klassenkampf« hieß, heißt heute »Anti-Rassismus«. Denn der internationalen Linken ist inzwischen das Proletariat verloren gegangen, also stürzt sie sich auf neue »Verdammte dieser Erde« (Fanon): u. a. auf die Muslime. Wieder einmal wird Stellvertreterpolitik betrieben von Nicht-Muslimen und Islamisten. Die einst von der Linken als »bürgerlich« diskriminierten Feministinnen sind heute »privilegierte Weiße«.

Eigentlich gibt es gar keine Frauen und Männer mehr, also auch keine patriarchalen Machtverhältnisse. Die Frontlinie verläuft zwischen Frauen. Die einen, die »Cis«-Frauen, stehen dazu, weiblichen Geschlechts zu sein – mit all den Folgen, die das in einer patriarchalen Welt hat. Die anderen betrachten sich als »genderfluid« und leugnen die sozial-psychologische Bedeutung ihres Frauseins. Wieder einmal wird das Trennende betont, statt auf das Gemeinsame zu setzen. Es ist eine uralte Strategie: Frauen spalten.

Doch zurück in das Jahr des Aufbruchs. In dem Bericht, den ich begleitend zu dem Appell der 374 für den *Stern* geschrieben habe, hatte ich sehr bewusst meine Rolle bei der Aktion verschleiert. Ich wollte, dass es aussieht wie eine kollektive Frauenaktion – was es ja auch war. Und nachdem der *Stern* erschienen war und die Lawine rollte, ging ich zurück nach Paris, wo mein Leben, meine Arbeit und meine Frauenbewegung mich erwarteten.

Rasch aber erkannte ich, dass nach der ersten Euphorie etwas schief lief in der deutschen Debatte über das Abtreibungsverbot. Plötzlich redeten nur noch Männer: Kirchenmänner, Bevölkerungsexperten, Gynäkologen (damals noch ein Männerberuf). Und die Journalisten? Auch die, selbst die Liberalen und Linken, geißelten die Aktion der 374 so mutigen Frauen als »Exhibitionismus« (*Süddeutsche Zeitung*), »Konsumwahn« und »Vernichtung unwerten Lebens« (*Frankfurter Rundschau*). *Stern* und *Spiegel* waren pro, *Bild* für eine Einerseits/Andrererseits-Strategie: eigentlich konservativ und gegen das Recht auf Abtreibung, andererseits als Boulevardblatt den Massen verpflichtet – und die waren pro.

Also versuchte ich, von Paris aus in den Sendern und Zeitschriften, in denen ich bisher problemlos noch jeden kritischen Text über Frankreich veröffentlichen konnte, nun über Abtreibung zu schreiben. Vergebens. Da ging die Klappe runter. »Das ist doch durch«, hieß es. Oder: »Ihr Frauen seid viel zu parteiisch. Da müssen jetzt Männer objektiv drüber berichten.«

Die folgenden Jahre waren für mich eine Art Doppelleben zwischen Deutschland und Frankreich. Drei Jahre lang pendelte ich zwischen Seine und Rhein, veröffentlichte in Deutschland erste Bücher über Frauen, um die Zensur der Medien zu umgehen, gleichzeitig blieb ich Korrespondentin in Paris und aktiv in der Pariser Frauenbewegung.

Jüngst ist mir am Montparnasse auf der Straße Catherine Deneuve begegnet. Und da fiel mir ein: Auch bei ihr hatte ich 1973 Geld gesammelt für die Saalmiete einer vom MLF in der Mutualité geplanten Veranstaltung. Deneuve hatte 2000 Francs gegeben (Simone Signoret 500). An diesem Tag im Dezember 2019 wirkte Deneuve ein wenig re-

signiert, also habe ich sie an ihre gute Tat erinnert. »Wirklich?«, antwortete sie. »Ich erinnere mich nicht. Aber ich bin stolz, dass ich es getan habe.«

Es waren bewegte Zeiten. An dem Abend des gleichen Tages, an dem ich bei Deneuve geklingelt hatte, habe ich mit Annie Cohen ein Flugblatt für die wild streikenden Verkäuferinnen von Thionville entworfen. Bis tief in die Nacht habe ich in meiner Wohnung Rue d'Alesia auf meiner hellblauen Baby Brother getippt. Annie, die vor ihrem Überlaufen in die Frauenbewegung bei den Maoisten aktiv gewesen war, verbrachte damals Wochen in dem kleinen Moselstädtchen, um die in dem örtlichen Kaufhaus streikenden Verkäuferinnen zu unterstützen. Deren Hauptforderung lautet nicht etwa mehr Lohn, sondern: »Wir wollen nicht mehr immer lächeln müssen!« Oder: »Wir wollen uns zwischendurch auch mal setzen dürfen!« Es ging also um Würde am Arbeitsplatz, etwas, was die Gewerkschaften bis heute nicht sonderlich beschäftigt, aber die Menschen sehr.

Am Abend darauf gab es eine »grande bouffe«. Annie hatte Geburtstag, und wir holten den fertigen Couscous bei ihrer Großmutter ab. Die war 1962, bei der Unabhängigkeit der Ex-Kolonie Algerien, zusammen mit der ganzen jüdischen Familie nach Frankreich geflohen. Denn Juden galten, ganz wie die Algerier-Franzosen, nun als »unerwünscht«, obwohl sie seit Generationen in Algerien gelebt hatten. Gegessen wurde der köstliche Couscous dann von einem übermütigen Dutzend Frauen bei mir, da war es irgendwie am gemütlichsten. Und mein damaliger Lebensgefährte Bruno, mit dem ich die Wohnung teilte? Der war das mit den Frauen schon gewohnt und ging ins Kino.

Im Gegensatz zur deutschen Frauenbewegung war die französische sehr bunt und divers in Alter, Lebenslagen und Herkunft. Zu meinen besten Freundinnen zählten eine Brasilianerin, eine Isländerin und Anne Zelensky, eine in Afrika geborene Russin. Auch etliche Künstlerinnen und Schriftstellerinnen waren aktiv, darunter die Schauspielerin Delphine Seyrig sowie die Schriftstellerin Monique Wittig (von der Judith Butler sich stark hat inspirieren lassen).

Im August 2020 haben die Französinen den 50. Jahrestag ihrer

Bewegung gefeiert und mich, »l'allemande«, dazu geladen. Ich war gerührt. Wir waren damals in Frankreich knapp ein Jahr vor den Deutschen gestartet.

Auch an der Sorbonne hatten die Studentinnen bereits im Mai 68 ein gewisses Unbehagen gehabt. Es folgten, ganz wie in Deutschland, Theoriegruppen wie »Marxismus-Feminismus«, in denen lange und leidenschaftlich diskutiert wurde. Doch den Schritt über die akademische Szene hinaus machten auch sie erst am 26. August 1970. Da schritt ein knappes Dutzend Frauen, darunter Monique Wittig, feierlich zum »Grab des unbekanntes Soldaten«, das unter dem Arc de Triomphe liegt, und legte einen Kranz nieder: »Für die unbekanntes Frau des unbekanntes Soldaten«. Die Medien berichteten über die pffiffige Aktion. Der Startschuss für das »Mouvement de Libération des femmes« (MLF) war gefallen; ein paar Wochen später waren wir schon zwei, drei Dutzend, darunter ich; zwei, drei Monate später schon Hunderte, die sich jeden Mittwoch in der Mensa der Beaux Arts trafen; wenig später Tausende im ganzen Land.

Meinen Taschenkalendern aus den Jahren entnehme ich, dass ich zwischen Sommer 1971 und Sommer 1974 mindestens einmal im Monat in Deutschland war. Nicht nur, um wie bisher Sendungen im Rundfunk aufzunehmen oder mit Redaktionen zu verhandeln, sondern auch, um zu recherchieren.

Im Herbst 1971 erschien in der edition suhrkamp mein erstes Buch: »Frauen gegen den § 218«⁶, im Herbst 1973 das zweite: »Frauenarbeit – Frauenbefreiung«⁷.

Für die beiden Bücher hatte ich mit je 18 bzw. 15 Frauen gesprochen, ausgewählt so repräsentativ wie möglich. Ich wollte, dass eine maximale Anzahl von Leserinnen sich identifizieren konnte. Die Frauen in dem §-218-Buch hatten zusammen 41 Kinder und 43 Abtreibungen hinter sich, elf (!) von ihnen waren Hausfrauen, die meisten engagiert in der »Aktion 218«. Auch die Frauen in dem Arbeitsbuch waren ganz »normale« Frauen.

Ich gab den Frauen eine Stimme, verdichtete die Gespräche zu Monologen (Protokollen) und stellte den analytischen Teil hintan. Es waren diese Gespräche, die mich radikalisiert haben. Diese Verzweif-

lung. Diese Abhängigkeit. Diese Sprachlosigkeit. So schlimm hatte ich mir das nicht vorgestellt. Für mich taten sich Abgründe auf.

Ich erinnere mich bis heute an den Satz der Ehefrau eines Arbeiters am Münchner Nockherberg. Am Anfang hatte sie ungefragt zu mir gesagt: »Ich bin glücklich.« Ich habe ihr nicht widersprochen. Und eine halbe Stunde später hat sie es fast rausgeschrien: »Was soll ich denn tun? Ich habe vier Kinder und kein eigenes Geld! Ich *kann* gar nicht gehen. Soll ich aus dem Fenster springen?« Oder die Hausfrau, die über den Sex mit ihrem Mann gesagt hat: »Währenddessen denke ich nur daran«, an die Angst, schwanger zu werden.

Ich engagierte mich also verstärkt, schrieb über die Verzweiflung und Revolte der Frauen und versuchte, auch zur Frauenbewegung in der Bundesrepublik beizutragen. In meinem zweiten Buch 1973 (und später auch im »Kleinen Unterschied«) veröffentlichte ich im Anhang alle mir bekannten Adressen von Frauengruppen in der BRD und Westberlin, die ich via Rundschreiben »an alle« gesammelt hatte, die in Österreich und der Schweiz gleich dazu. Allein in Westdeutschland waren es 1973 genau 44, zwei Jahre später 74 Gruppen. Schon die Namen der Gruppen verraten, woher diese frühe Frauenbewegung kam und wie vielfältig sie war. Für manche Städte steht da nur die Privatadresse einer einzelnen Frau, für andere »Frauen im revolutionären Kampf« (Frankfurt), »Frauzentrum« (Berlin) oder »Interessengruppe Frauenemanzipation« (Wiesbaden). Die meisten Gruppen aber hießen schlicht »Aktion 218«. Zu den wiedererwachten Genossinnen und überwinterten Frauenrechtlerinnen waren nun die empörten Frauen von nebenan gestoßen.

Tonangebend allerdings wurden rasch die politerfahrenen Genossinnen. Sie führten in Deutschland eine in den internationalen Frauenbewegungen eher unbekannte Rigidität und Bürokratismus ein. Ich erinnere mich, wie ich im Februar 1972 aus Neugierde zum ersten »Delegiertentreffen« in Sachen Abtreibung nach Frankfurt gefahren war (nachdem ich den *Stern*-Appell angezettelt und das Buch über Abtreibung veröffentlicht hatte). In dem kleinen Raum drängelten sich etwa drei Dutzend Frauen aus der ganzen BRD und Westberlin. Es wurde berichtet und diskutiert. Doch als ich die Hand hob, um etwas

beizutragen, wurde ich beschieden: Du hast kein Rederecht, Alice, du bist keine »Delegierte«.

Bei der Gelegenheit lernte ich auch, was es bedeutet, wenn eine zwei Hände hebt: Das ist eine Meldung zur Geschäftsordnung, da kommt man gleich dran und nicht erst, wenn das Thema, zu dem man etwas beitragen will, schon lange durch ist. Ich erinnere mich noch genau: Als ich so dasaß und zuhörte, packte mich plötzlich eine unbändige Lust: Und wenn ich jetzt auf den Tisch springe und einen Striptease mache? – Ich war und bin einfach hoffnungslos anarchisch.

In den deutschen Frauenzentren ging es sehr unterschiedlich zu. Es gab Zentren, die waren homogener, eher studentisch wie Aachen oder eher proletarisch wie Dortmund, und es gab Zentren, die zerriss es fast wegen ihrer Heterogenität. Meist hatten die politikerfahrenen Frauen die Zentren gegründet – doch dann kamen die »Frauen von nebenan« dazu. Die trugen keine Jeans mit Parka, sondern kamen in Rock und Bluse. Und nicht nur die Kleidung unterschied sich, auch die Sprache. Gleichzeitig taten sich beide Lager schwer, als Frauen öffentlich die Stimme zu erheben, hatten beide schon mal abgetrieben oder waren als Kind missbraucht, als Frau vergewaltigt worden. Manche Frauenzentren schafften es, fast alle zu integrieren – bei anderen blieben die »Frauen von nebenan« irgendwann auf der Strecke.

Ich war im Berliner Frauenzentrum in Kreuzberg, Hornstraße 2, auch eher exotisch. Ich war 32 Jahre alt, voll im Beruf, hatte zwei Bücher veröffentlicht und arbeitete für Funk und Fernsehen. In Paris war ich unter Gleichaltrigen und Älteren gewesen, an der Seite bekannter Schriftstellerinnen oder Stars. Hier in Berlin waren die meisten noch Studentinnen oder kamen aus der alternativen, linken Szene. Das passte nicht immer zusammen.

Ich erinnere mich an die Szene mit Regula, die mit den mattblonden Zöpfen. Wir schreiben das Jahr 1974. Es ging um die Strategie beim Kampf gegen den § 218. Ich warf spontan – wie ich es aus Paris gewohnt war – etwas ein. Da maßregelte mich Regula: »Alice, du bist noch gar nicht dran. Und überhaupt: Immer weißt du alles besser.« Ich schwieg. Zunächst. Dann sagte ich quer durch den

Raum zu Regula: »Und was ist, wenn ich es wirklich besser weiß, Regula?« – »Dann sollst du auch den Mund halten!«, herrschte Regula mich an.

Das gab mir zu denken. Ich habe nichts gegen die Regulas dieser Welt, aber ich will auch nicht werden wie sie. Ich war nicht in der Frauenbewegung, um mich mit den Frauen auf dem kleinstmöglichen Nenner zu treffen. Ich war für die größtmögliche, gemeinsame Herausforderung!

Sehr bald regten sich nach der anfänglichen Frauen-gemeinsam-sind-stark-Euphorie die ersten Differenzen. Das Gift des Schwesternstreits schlich sich ein. Die Motive dafür waren vielfältig: von politischen Differenzen bis zu persönlichen Rivalitäten. Sozialistinnen gegen Autonome, Mütter gegen Nicht-Mütter, Lesben gegen Heteras. Und auch ich geriet ins Visier. Denn in der Tat: Meine Situation war durchaus ambivalent. Die Mehrheit der Bewegung war studentisch, ich aber war das, was man heute eine »Karrierefrau« nennt. Ich war eine erfolgreiche Journalistin und schrieb nun auch über Frauen und die Frauenbewegung. Das konnte nicht jeder gefallen, vor allem denen nicht, die politische Differenzen mit mir hatten. Schließlich war ich unter anderem eine scharfe Kritikerin der patriarchalen Linken und auch fernab jeglicher Esoterik. Es gab die ersten Gehässigkeiten und »Offenen Briefe« gegen mich. Doch da waren gleichzeitig auch meine neuen Freundinnen, mit denen ich zusammenarbeitete, und die vielen, vielen Frauen, die Hoffnungen in uns Feministinnen setzten.

Wobei es schon falsch war, von »den« Feministinnen zu sprechen. Nach dem euphorischen Aufbruch zeichneten sich ganz wie in der historischen auch in der neuen Frauenbewegung drei Tendenzen ab: die »sozialistischen Feministinnen«, die Teil einer Partei oder Organisation waren; die Differenzialistinnen, für die Frauen in Relation zu Männern »anders« sind, biologisch bedingt oder irreversibel kulturell geprägt, also nicht »gleich«, sondern »gleichwertig«; und die Radikalen, heute auch Antibiologistinnen oder Universalistinnen genannt. Man stellt sich unter den »Radikalen« gerne ziemlich wüste Weiber vor, der Begriff bedeutet jedoch schlicht: an die Wurzeln ge-

hen. Die Radikalen stellen jegliche Geschlechtsrollenzuweisung im Namen der »Natur der Frau« infrage. Ich gehöre wie erwähnt zu den Radikalen, auch wenn ich so manches Mal gleichzeitig die Politik der kleinen Schritte der Reformerrinnen befürworte. Denn ich bin immer dafür, die Frauen »da abzuholen, wo sie sind«, wie es heutzutage so nett heißt.

Wir Radikalen waren immer eine Minderheitsströmung innerhalb der Frauenbewegungen, oft angefeindet von den Sozialistinnen und Differenzialistinnen.

Auch darum ist es einfach falsch, mich zur »Vertreterin der Frauenbewegung« zu stilisieren. Denn einmal abgesehen davon, dass eine Bewegung gar keine Vertreterin haben kann, habe ich an vielen Punkten immer wieder ganz anders gedacht und gehandelt als viele in der Frauenbewegung. Das hat seinen Preis. Schon 1978 wollte das Frauenzentrum Neu-Isenburg mich via offenem Brief »aus der Frauenbewegung ausschließen«, weil ich, eher aus Lust an der Provokation, den Gedanken von Shulamith Firestone aufgegriffen und gefragt hatte, warum im 20. Jahrhundert Frauen eigentlich immer noch unter Schmerzen natürlich gebären müssten, wo die Männer doch schon zum Mond fliegen. Bundesweit schließlich war der Protest, als ich 1980 den uneingeschränkten Zugang von Frauen zum Militär forderte. Da waren einfach (fast) alle gegen mich: die Linken und die Feministinnen.

Aber ich habe mich nie in meiner Utopie beirren lassen: dass von den Geschlechtsrollen befreite Frauen und Männer einfach nur Menschen sein könnten. Mir ist jede mit der »Natur« begründete Differenz suspekt, nicht nur in Bezug auf die Geschlechter. Die heute real existierenden Unterschiede der Geschlechter halte ich für das Resultat von über Jahrtausende gehenden Prägungen – und vor allem für eine Machtfrage.

Im Sommer 1974 kehrte ich endgültig zurück nach Deutschland. Das hatte ich schon 1969 mit meinem Lebensgefährten Bruno in einem »Pakt« vereinbart: fünf Jahre Frankreich, fünf Jahre Deutschland ... und dann sehen wir weiter. Inzwischen war viel passiert. Ich war immer mehr in die Welt der Frauen geglitten – und entfernte

mich von Bruno. Gerecht war das nicht, denn er war wirklich ein Feminist. Doch ich war nicht mehr zu halten. Ich wollte auch wieder in meinem Land, in meiner Sprache arbeiten. Ich trennte mich von meiner ersten großen Liebe, unter Schmerzen, und zog in die Stadt einer neuen Verliebtheit, nach Berlin.

Sie hieß Ursula, und ich habe zwei Jahre lang auch politisch viel mit ihr angezettelt. Zum Beispiel die Aktion »Letzter Versuch«, mit der wir 1974 die Fristenlösung erkämpfen und die zögernde SPD auf unsere Seite zwingen wollten. Dazu initiierten wir vom Hinterhof in Kreuzberg aus mit Matrizen-Abzügen und zum Postamt getragenen Briefen (es gab noch nicht einmal Faxe, vom Internet ganz zu schweigen) eine Selbstbeichtigungsaktion von 329 ÄrztInnen, veröffentlicht im *Spiegel*, einen bundesweiten Protesttag am 16. März von Tausenden von Frauen in der ganzen Bundesrepublik und Westberlin sowie meinen TV-Beitrag am 11. März über einen provokant öffentlich angekündigten Schwangerschaftsabbruch mit der in Deutschland bis dahin noch unbekannt, schonenden Absaugmethode. Unsere Rechnung ging auf. SPD-Chef Herbert Wehner persönlich trieb die Genossen zum Jagen. Er hatte begriffen: Ohne die Frauen würde die SPD die nächste Wahl verlieren. Wir bekamen unsere Fristenlösung – wenn auch nicht für lange.

Nur ein Sozialdemokrat hatte während der Abstimmung den Saal verlassen: Kanzler Willy Brandt. Begründung: Er sei unehelich geboren – und mit einem Recht auf Abtreibung für die Frauen gäbe es ihn nicht.

Damals arbeitete ich als freie Mitarbeiterin für das wichtigste politische TV-Magazin, für *Panorama*, geleitet von Peter Merseburger. Ihm hatte ich den Beitrag über die Abtreibung vorgeschlagen. Der unerschrockene Merseburger sagte Ja. Ich gestehe, ich verschwieg, dass ich nicht nur die Berichterstatteerin war, sondern auch die Initiatorin. Bis heute habe ich deswegen ein schlechtes Gewissen. Aber ich konnte es Merseburger einfach nicht sagen, er hätte dann meinen Beitrag abblasen müssen.

Die öffentlich angekündigte Abtreibung wurde in Berlin gedreht, unter dramatischen Umständen. Doch alles ging gut. Mein Beitrag

wurde am späten Sonntagabend vor der Ausstrahlung am Montag als »korrekt« von Merseburger und dem NDR-Intendanten Neuffer abgenommen. Doch am Montagmittag wurde die Ausstrahlung überraschend in letzter Minute gestoppt. Die ARD-Intendanten hatten sich in einer Telefonkonferenz kurzgeschlossen und die Ausstrahlung untersagt. Daraufhin zog Merseburger die ganze Sendung zurück und strahlte 45 Minuten lang ein leeres Studio aus. Welcher TV-Journalist würde heute noch so etwas wagen?

Das Verbot der *Panorama*-Sendung war der bis heute eklatanteste Fall von Zensur in der Geschichte der ARD. Die internationalen Medien berichteten. Dem vorausgegangen war ein tagelanges Trommelfeuer gegen den Bericht in den deutschen Medien, allen voran in *Bild*, munitioniert von der katholischen Kirche.

Als Nächstes zettelten wir – ich, Ursula und eine Handvoll Freundinnen – das »Rockfest im Rock« an, am Muttertag, dem 11. Mai 1974. Gegen den Widerstand der Wortführerinnen im Berliner Frauenzentrum Hornstraße. Die warnten, »die Basis« würde ein Fest von Frauen nur für Frauen nicht verstehen. Es kamen über 2000 Frauen in die Mensa der TU, sie tanzten bis vier Uhr nachts.

Im Sommer darauf fuhren wir in das legendäre feministische Frauenferienlager Femø (das feiert gerade seinen 50. Jahrestag!). Wir wohnten eine strahlende Sommerwoche lang in riesigen Armeezelten, aßen dänisch und nur einmal gut (als die Italienerinnen kochten), faulenzten, diskutierten, tanzten. Es war ein Sommer des Übermutes. Und der *Spiegel* titelt anzüglich mit der »neuen Zärtlichkeit« unter Frauen.

Ende November 1974 erreichte mich in Berlin ein Anruf von Simone de Beauvoir. Sie war in Panik. Sartre, schon sehr krank und halb blind, hatte sich von seinen radikalen jungen Freunden und dem RAF-Anwalt Croissant überreden lassen, Andreas Baader im Gefängnis in Stammheim zu besuchen. Beauvoir bat mich um Hilfe. Ob ich, um weitere Manipulationen zu verhindern, Sartre in Stuttgart beistehen könnte. Ich sagte zu, aber auch, dass ich auf keinen Fall mit nach Stammheim gehen würde.

Denn inzwischen war mir auch die linke Szene der BRD vertraut.

Ich hatte 1974 ein 45-Minuten-Feature für den WDR über die außerparlamentarische Linke gemacht («Wer will wie und warum Revolution machen?») und gründlich recherchiert: bei den Trotzlisten in Berlin-Kreuzberg, bei den Maoisten in Dortmund (wo Ex-Studentenführer Christian Semler nur noch in chinesischen Längemaßen sprach: Li), bei den Spontis in den besetzten Häusern im Frankfurter Westend. Überall viel Ideologie und wenig Realitätsinn. Es gab für mich also kaum Anlass, die Szene zu idealisieren. Ganz zu schweigen von meiner sehr kritischen Distanz zur RAF und der Polit-Guerilla in den westlichen Metropolen. Andreas Bader schließlich, diesen Ex-Zuhälter, für den Frauen nur »Fotzen« waren, missbilligte ich zutiefst für seine Gewaltinszenierung und Menschenverachtung.

Ich flog also nach Paris und interviewte Sartre vor seiner Reise nach Stuttgart. Das Interview erschien am 2. Dezember 1974 im *Spiegel*. Sartre distanziert sich darin, bei aller Sympathie, unmissverständlich vom »bewaffneten Kampf«. Was mich in weiten Teilen der Linken nicht unbedingt beliebter machte.

Am 4. Dezember fuhr ich nach Stuttgart und begleitete Sartre zu der Pressekonferenz. Nach Stammheim war ich nicht mitgefahren, Daniel Cohn-Bendit, der auch übersetzte, hatte ihn begleitet. Die Verklärung der selbstgerechten, menschenfeindlichen RAF sollte in der Linken noch Jahre anhalten – und für so manchen währt sie bis heute.

Im Jahr zuvor, 1973, hatte ich mich zwei Mal mit Rudolf Augstein getroffen, im Frühling und Herbst. Ich war mit ihm zum Essen verabredet und holte ihn in der Redaktion ab (in seinem Vorzimmer habe ich ihn abgeholt, aber nie »antichambriert«, wie eine seiner Sekretärinnen in ihrem jüngst erschienenen Buch fälschlicherweise geplaudert hat). Beim zweiten Mal bot Augstein mir – bei Austern und Champagner – den Posten einer *Spiegel*-Reporterin an. Ich wäre der erste weibliche *Spiegel*-Reporter gewesen. Ich sagte Ja – der Job meiner Träume! Doch wenige Tage später rief Augstein an, etwas verlegen. Er stehe selbstverständlich zu seinem Wort, aber er müsse mir sagen, dass die Redaktion gegen »die Feministin« sei. Dabei hatte ich

mir bis dahin noch nicht einmal den »Kleinen Unterschied« zuschulden kommen lassen, nur die beiden Suhrkamp-Bücher, ein paar Artikel und das TV-Porträt über Beauvoir. Ich zog zurück. Zum Glück. Sonst hätte es *EMMA* wohl nie gegeben.

Allmählich bekam ich den Preis zu spüren, den ich für mein offenes feministisches Engagement bis heute zahle. Einst war ich eine durchaus respektierte Kollegin, mit der man auch gerne über Innenpolitik in Frankreich oder anstehende Wahlen redete. Doch mit der Zeit galt ich nur noch als »die Feministin«, in ihrer tumbesten Version. Die, die den Männern an den Kragen will. Geredet wird mit mir seither auch von klugen Männern fast nur noch über Männer und Frauen – auch wenn mein Themenspektrum bis heute vom Krieg der Geschlechter bis zum Krieg in der Welt geht, von der Abtreibung bis zur Avantgardekunst.

Diese intellektuelle Einengung ist vielleicht die größte Kränkung, die mir widerfahren ist und mir bis heute widerfährt.

In diesen Jahren vor *EMMA* arbeitete ich so viel, dass ich mich heute frage, wann ich überhaupt geschlafen habe. Und in den Jahren mit *EMMA* noch mehr. Irgendwie scheine ich, die geborene Wuppertalerin, durchdrungen vom protestantischen Arbeitseifer. Allerdings ist es so, dass Arbeit und Leben für mich eins sind und mein Beruf mir großen Spaß macht. Solange es nicht gerade wieder Ärger gibt ...

Neben meinen journalistischen Arbeiten und den Recherchen für den »Kleinen Unterschied« initiierte ich 1974 mit Ursula den »Frauenkalender«⁸ – 25 Jahre lang ein subversiver, bis zum Jahr 2000 jährlich erscheinener Taschenkalender im lila Einband, der Tag für Tag feministische Ideen und Informationen lieferte, ein heimlicher Bestseller. Außerdem hatte ich für das Wintersemester 1974/75 sowie das Sommersemester 1976 einen Lehrauftrag bei den Soziologen in Münster angenommen. Etwas leichtfertig. Es war der Wunsch von Studentinnen gewesen, und ich hatte noch von Paris aus zugesagt.

Mein Konzept und die Lektüre-Liste (archiviert im FrauenMedia-Turm) spiegeln meine ganze Spannweite der Themen, den Wissens- und Interessensstand einer Feministin wie mir in dieser Zeit. Die

von mir empfohlenen Lektüren gingen offensichtlich von meinem eigenen Arbeitstempo aus und waren für zwei Semester etwas unrealistisch. Das Thema meines Kurses lautete »Frauenbewegung und Sexualität«, stark inspiriert von meinen Vorarbeiten zum »Kleinen Unterschied«, der zu dem Zeitpunkt den Arbeitstitel »Sexmonopol« hatte.

Die Neugierde und Motivation der StudentInnen ist groß. Es kommen weit über hundert. Rund fünfzig bleiben bis zum Ende, etwa zehn Prozent sind Männer. Und bis heute sind einige meiner damaligen Studentinnen aktive Feministinnen. Mir macht das Lehren zwar Spaß, aber ich finde es zu zeitaufwendig. Mir wird rasch klar: Ich bin vor allem eine Autorin und Blattmacherin. Spätere Anfragen für Lehraufträge, darunter einer über Publizistik in Berlin, sage ich ab.

Doch ich suche immer wieder die Begegnung und den Austausch mit Menschen, jenseits der Medien und jenseits der Frauenbewegung. So wie im Juni 1974 in der »Evangelischen Akademie Loccum«. Da treffen sich 120 Frauen, darunter ein paar Männer, unter dem Stichwort »Emanzipation der Frau«. Drei Tage lang wird referiert und diskutiert. Und erstmals begegnen sich zwei Generationen: die traditionellen Frauenrechtlerinnen und die neuen Feministinnen. Unter den Frauenrechtlerinnen ist auch die damalige Vorsitzende des »Deutschen Frauenrates«, Irmgard von Meibom, Mitglied der CDU. Von da an sollten wir, sie mit ihrem – in den Karteikästen zehn Millionen Mitglieder zählenden – Dachverband aller Frauenorganisationen und ich, so manches Mal hinter verschlossenen Türen gemeinsame Sache machen, nicht nur 1978 beim »Stern-Prozess«.

Auch die zu den Älteren zählende Journalistin Inge Sollwedel ist in Loccum dabei und schreibt anschließend in der *Frankfurter Rundschau*: »Auftakt am nächsten Morgen: Alice Schwarzer mit dem etwas global geratenen Thema »Emanzipation in unserer Gesellschaft«. Aber was sie daraus macht. Eine blitzgescheite junge Frau erzählt. Sie nennt die Dinge beim Namen, die Unterdrückung wie die Freude, verzichtet auf programmatische Verkündungen, akzeptiert sich selbst und ihr ganzes Geschlecht. Die Älteren – gestern noch fast feindlich – begreifen: Was sie gefordert, erkämpft und geleistet haben – die

jungen Frauen leben das nun. Das ist neu für Frauen. Ihr Recht auf Träume zu proklamieren.«

Ja, das war neu für Frauen in Deutschland: dieser Schulterschluss zwischen traditionellen Frauenrechtlerinnen und autonomen Feministinnen. Jetzt sollte es wirklich eng werden für die Männer.

VILAR, FELDBUSCH, ROMY ODER: WAS IM FERNSEHEN (NICHT) MÖGLICH IST

Wäre eine Sendung wie mein Streitgespräch mit Esther Vilar 1975 heute noch möglich im Fernsehen? Ich fürchte, nein. Schon lange geht der Trend Richtung Perfektion, auf Kosten von Spontaneität und Improvisation. Alles wird abgesprochen und durchgetaktet. Mit Talkshow-Gästen werden vorab lange Gespräche geführt: Was werden sie antworten? Moderatoren werden gebrieft und bekommen Anweisungen via Knopf im Ohr. Es gibt kaum noch Überraschungen.

Ich selber habe die Anfänge dieser Entwicklung erlebt. 1998, als ich für RTL zusammen mit meinem inzwischen verstorbenen Kollegen Johannes Gross die sechs Spitzenkandidaten der bevorstehenden Bundestagswahlen interviewte: von einem (gereizten) Gerhard Schröder bis zu einem (gelassenen) Helmut Kohl. Beim Gespräch mit Kohl ertönte mitten im Interview (in meinem Knopf im Ohr) die Anweisung, ich solle es unterlassen, den Interviewten manchmal mit »Herr Kohl« anzusprechen (wenn wir zum Beispiel über seine Kriegsjugend sprachen), sondern grundsätzlich immer »Herr Bundeskanzler« zu ihm sagen. Das hat mich so erbost, dass ich in der Werbepause Kohl via Mikro gefragt habe: »Wollen Sie wirklich immer mit ›Herr Bundeskanzler‹ angesprochen werden?« Da lächelte Kohl und antwortete: »Das halten Sie ganz, wie Sie es richtig finden, Frau Schwarzer.«

Nach der Aufzeichnung kam Kohl auf der Terrasse des Bonner Kanzlerbungalows zu mir und erzählte mir von seiner Frau. Dass sie als junges Mädchen nach dem Krieg Opfer einer Gruppenvergewaltigung durch russische Soldaten geworden war und nur knapp überlebt hatte. Kohl hatte Vertrauen gefasst. Er wollte, dass ich mit ihr

spreche. Was ich dann leider nicht getan habe, weil sie sich noch nie selber bei mir gemeldet hatte und ich nicht übergriffig sein wollte.

Ein paar Jahre zuvor, 1992/93, hatte ich eine eigene Talkshow beim Hessischen Rundfunk, alle zwei Wochen live in einer Frankfurter Hotellobby. Einmal platzt ein Hausbesetzer-Trupp in die Sendung. Da wurde das Ganze erst so richtig spannend: Ich bat sie einfach ans Mikro. Damals behandelte ich viele Tabuthemen in der Sendung: vergewaltigte Frauen aus Bosnien; den wegen seiner Immobiliengeschäfte von Linken heftig angegangenen, dünnhäutigen Ignatz Bubis; den als rechts kritisierten Frontmann der »Böhsen Onkelz«, Stephan Weidner; Transsexuelle und zu guter Letzt eine Runde strapazierter Politikerinnen, darunter Angela Merkel (die damals noch verfeimte Bundesfrauenministerin war). Mein Prinzip war, eine Atmosphäre des Vertrauens zu schaffen, in der die Menschen offen reden und ausreden können. Wenn ich dann am Samstagmorgen nach der Sendung durch die Innenstadt zu Fuß zum Bahnhof ging, standen da so manches Mal kleine Menschengruppen, die über die Sendung von gestern Abend diskutierten.

Doch war ich selten handelndes Subjekt im Fernsehen (ich hatte ja auch immer mit *EMMA* genug zu tun), sondern eher behandeltes Objekt. Das Streitgespräch mit Vilar 1975 war eine Mischung aus beidem gewesen und genau das einer der Gründe für seinen Erfolg. Die Redaktion hatte die Rahmenbedingungen geschaffen: live, zu zweit im Studio, ohne Moderator oder Regieanweisungen. Wir hatten freie Bahn. Heraus kam ein »High Noon im deutschen Fernsehen« (Hellmuth Karasek im *Spiegel*).

Was war geschehen? Esther Vilar hatte ein Buch geschrieben, das aus der Feder eines Mannes wohl kaum gedruckt worden wäre, aus der Feder einer Frau aber »pikant« war. Auf dem Höhepunkt der Frauenbewegung vertrat Vilar in ihrem Buch »Der dressierte Mann« die These, dass die Frauen die »armen Männer« ausbeuten und am liebsten den ganzen Tag auf dem Sofa liegen und Pralinen reinstopfen, kurzum, nicht mehr seien als »ein Loch«.

Hätte sie Vergleichbares über Schwarze oder Juden geschrieben, wäre das Buch wohl wegen Rassismus bzw. Antisemitismus verboten

worden. Aber es ging ja nur gegen Frauen. Und das auch noch aus der Sicht einer Frau. Die muss es ja wissen. Dieser Trick – Frau gegen Frau – ist seither längst zur Masche verkommen. Kein Mann, der einigmaßen auf sich hält, würde noch öffentlich Feministinnen dissen. Er weiß ja, dass wir recht haben und er sich nur ins Unrecht setzen kann. Dafür werden Frauen vorgeschickt. Und so manche tut es willfährig – etliche Frauen-Karrieren in den Medien beruhen auf eilfertig geliefertem Anti-Feminismus.

Schon in den Jahren vor der Vilar-Sendung, als ich noch in Paris lebte, war ich von mehreren Zeitungen gefragt worden, ob ich nicht den »Dressierten Mann« rezensieren wolle. Ich wollte nicht. Ich fand es zu durchschaubar provokant und irgendwie kläglich. Nun aber lebte ich wieder in Deutschland und begriff: Das Buch machte Furore bei den Männern, in Redaktionen wie an Stammtischen, und war eine regelrechte Waffe gegen uns Frauen. Und die Frauen? Die waren sprachlos und sehr, sehr gekränkt.

Als ich nun die Anfrage vom WDR bekam, begriff ich zunächst nicht, dass das Ganze als Karnevalsscherz programmiert war. In Berlin, wo ich zu der Zeit lebte, wusste man nicht, dass der 6. Februar 1975 in Köln der Tag von Weiberfastnacht war. Ich nahm aber die Sache ernst und fasste einen Entschluss: Ich würde in die Sendung nicht als erfahrene Journalistin gehen, sondern als betroffene Frau. Sozusagen stellvertretend für die vielen Frauen, die von Vilar so beleidigt worden waren und ohnmächtig die Fäuste ballten.

Und genau das war richtig. Ich lachte nicht über den Quatsch, den Vilar da verzapft hatte. Ich fand das auch gar nicht lustig. Ich stellte sie ernsthaft zur Rede. Was mein Gegenüber aber nur leicht aus der Fassung brachte, im Prinzip blieb sie 45 Minuten lang auffallend ruhig. So ruhig, dass ich mir am Ende die Frage stellte, ob sie mit Tranquilizern nachgeholfen hatte. Ich aber war wütend! So wütend wie die Zuschauerinnen.

Als ich an dem 6. Februar 1975 gegen 16 Uhr das Studio betrat, machte mich das mit einem Schlag zur öffentlichen Person. Von da an war die Hölle los. »Die Frauen waren für Alice – die Männer für Esther«, schrieb *Hörzu*. Und *Bild* titelte mit der »Hexe mit dem ste-

chenden Blick durch die Brille«. Eine ganze Nation diskutierte: Für oder gegen Vilar? Für oder gegen Schwarzer? Den WDR erreichten Waschkörbe von Briefen, ja ganze Petitionen aus Betrieben, die forderten, dass die am Nachmittag gelaufene Sendung wiederholt würde (es gab ja noch keine Mediatheken). Tatsächlich aber wurde die Sendung, die »Fernsehgeschichte gemacht hat«, bis heute nicht ein einziges Mal im 1. Programm ausgestrahlt. Dafür ist sie mittlerweile auf Youtube zu sehen.

Neun Jahre später wollte die WDR-Frauenredaktion allen Ernstes eine Wiederholung des Streitgespräches mit mir und Vilar produzieren. Ich lehnte ab. Denn Vilar interessierte mich in Wahrheit überhaupt nicht. Es war mir 1975 darum gegangen, die Funktion ihres Pamphletes und dessen Ungeheuerlichkeit klarzumachen. Mit wem ich denn sprechen wolle? Mit Burkhard Driest (den Monika Lundi fünf Jahre zuvor der Vergewaltigung bezichtigt und die ich dazu interviewt hatte)? Nein, auch nicht. Mit wem dann? Mit Rudolf Augstein. Zum Beispiel.

Er kam. Zuerst in die *EMMA*-Redaktion. Da guckte er sich nostalgisch um, ganz wie drei Jahre später Marion Dönhoff. »Du hast es gut«, sagte er. »Ich habe meinen Laden vergesellschaftet. Die sind jetzt alle Mitbesitzer – und gehen nie mehr weg.« Dann gingen wir zusammen rüber zum WDR, drei Fußminuten entfernt, ins Studio. 45 Minuten zu Live-Bedingungen.

Was dann ausgestrahlt wurde, war für die Linguistin Prof. Senta Trömel-Plötz ein »aus vielen Gründen erschütterndes« Gespräch: der Paragraf einer »konversationellen Politik zwischen Herrschenden und Beherrschten«, bei der »Gleichheit und Symmetrie nicht gefragt« war. Von mir schon, aber von Augstein nicht. Zumindest nicht vor laufender Kamera.

Ich steige, so analysierte die Linguistin mit ihren StudentInnen, in die Sendung »mit einer Liebeserklärung ein«: »Weil ich Sie mag«, gleich zweimal. Warum? »Will sie damit Augstein günstig stimmen, für sich gewinnen?«, fragt Trömel-Plötz. »Oder will sie ihn verwirren, verunsichern, irritieren? Biedert sie sich an oder überfährt sie ihn? Unterwirft sie sich oder dominiert sie ihn?«¹ – Vermutlich beides.

Die StudentInnen der Kommunikations-Expertin zählten jedes

Wort und jede Geste der 45-Minuten-Sendung und kamen auf folgende Resultate: Augstein redet doppelt so lang wie Schwarzer. Er unterbricht sie dreißigmal, sie ihn siebenmal. Er unterstützt sie mit drei bestätigenden Lauten, sie ihn mit 33. Er spricht sie persönlich 59 Mal an, sie ihn 180 mal. Trömel-Plötz: »Zusammenfassend ist zur kommunikativen Kompetenz Schwarzers zu sagen: Sie zeigt nicht nur Respekt vor ihrem Gesprächspartner und schützt sein Image, sie bleibt bis zum Ende fair.« Und er? »Ts, ts, hehe ...«

Und ich? Ich mochte ihn immer noch. Und er sah eigentlich auch keinen Grund zur Unstimmigkeit. Zumindest nicht nach der Sendung. Beim Sichten des Gesprächs nach der Aufzeichnung im WDR drehte er sich zu mir um und sagte: »Mein Gott, bist du lebendig.«

An Rudolf Augstein ist mir die Doppelstrategie von Männern klar geworden, die eine Frau eigentlich schätzen: privat ja – öffentlich: niemals! Da wird die Hierarchie gewahrt, ja immer wieder erneut festgeschrieben.

Ein Vierteljahrhundert nach Vilar, im Jahr 2001, treffe ich in der Talkshow »Johannes B. Kerner« auf Verona Feldbusch. Auch da hatte ich lange gezögert. Denn ich weiß natürlich um die Wirkung eines öffentlichen Streites zwischen Frauen: Weiberzank! Hahaha. Doch zunehmend wurde mir die vor allem für junge Frauen einschüchternde und prägende Wirkung dieser Werbeikone klar. Also einverstanden, ich bin dabei. Doch dann wurde die Sendung plötzlich um zwei Wochen verschoben. Es hieß: Feldbusch wird noch gecoacht, vom *Bild*-Chef Kai Diekmann persönlich.

In den Tagen davor fragen mich alle nur eines: Was ziehst du an? In der Tat. Was ich zu sagen habe, ist klar. Aber: Was ziehe ich an? Ziehe ich mich an wie für eine Verabredung – oder wie für einen Termin? Will ich gefallen oder überzeugen? Vielleicht beides? Ich packe durchsichtiges Gefallenwollen und sachliches Überzeugenwollen in die Reisetasche – und entschlief mich eine Stunde vor Beginn der Sendung fürs Sachliche. Also ein Outfit, das nicht ablenkt.

Eine halbe Stunde vor Beginn der Aufzeichnung komme ich in der Maske an. Die Kosmetikerin steht schon auf glühenden Kohlen: »Na, dann wollen wir mal anfangen, Frau Schwarzer. Verona Feldbusch

ist schließlich schon seit vier Stunden hier.« Seit vier Stunden? Um Gottes willen, was hat sie denn nur die ganze Zeit gemacht? Zu sehen ist sie auf jeden Fall nicht.

Kurz vor Beginn der Aufzeichnung gehe ich zur Toilette im ersten Stock. Da steht sie auf dem Flur, umringt von ein paar Herren im Anzug. Ich lächle, sage so etwas wie: Ach, da sind Sie ja, Frau Feldbusch – und reiche ihr im Vorbeigehen die Hand. Eher unterbewusst registriere ich, dass mich alle entgeistert anstarren und sie mir nur zögerlich die Hand gibt. Als ich sehr kurz darauf wieder aus der Toilette komme, ist die ganze Gruppe verschwunden. Spurlos. Als sei es ein Spuk gewesen.

Ich unterdrücke mein Unbehagen und folge der Lotsin zum Eingang des Studios. Schnell, schnell, Frau Schwarzer, die Sendung fängt gleich an! Und tatsächlich, Verona Feldbusch steht auch schon vor der noch geschlossenen Schwingtüre zum Studio. Aber sie ist nicht allein. Neben ihr steht ihr Manager Alain Midzic, ein Ex-Fußball-Manager und ihr Ex-Lebensgefährte. Als sie mich sieht, dreht sie sich so, dass sie mir den Rücken zuwendet. Ihr Manager beugt sich vor und flüstert ihr ins Ohr. Während er flüstert, starrt er mich an. Beide stehen etwa einen Meter von mir entfernt. Mein nur mühsam unterdrücktes Unbehagen steigt. Was ist hier los?

Vor etwa zwei Jahren war es losgegangen. Damals fragte quasi täglich eine Redaktion bei mir an: Wollen Sie nicht Frau Feldbusch für uns interviewen? Wollen Sie nicht ein Streitgespräch mit Verona für uns machen? Wollen Sie nicht über das Phänomen Feldbusch für uns schreiben? Ich lehnte dankend ab. Keine Zeit. Hinzu kam: Ich hatte einfach so gar keine Meinung zu Verona Feldbusch. Ich hatte sie nämlich noch nie im Fernsehen gesehen und interessierte mich ehrlich gesagt nicht sonderlich für sie. Einmal, abends beim Zappen, geriet ich in *Peep*. Die Stimme. Das Geplapper. Das Gestöckel. Kannte ich das nicht schon aus den 50ern? Die klassische Objektfrau. Ich zappte nach zwei Minuten weiter.

Doch die Medien ließen nicht locker. Also schrieb ich Verona Feldbusch einen ersten Brief. Ob sie auch andauernd angefragt würde? Und was sie denn davon halte? Ich erhielt nie eine Antwort.